

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1939

10 (5.3.1939)

Der Führer

AM SONNTAG

Samstag, 5. März

Folge 10 / Jahrgang 1939

Zwischen Sender und Hörer

Von Karl Adelman, Leiter der Gauhauptstelle Rundfunk und Landesleiter der Reichsrundfunkkammer

In der Südwestmark hören wir von drei verschiedenen Stellen Sendungen. Aus der Gauhauptstadt Karlsruhe, aus Mannheim und aus Freiburg. Die beiden ersten Städte haben je eine Sendestelle, die dem Reichssender Stuttgart angeschlossen ist, während Freiburg einen Nebensender in seinen Mauern beherbergt, der in der Gleichwelle mit dem Reichssender Frankfurt arbeitet. In dem nachstehenden Beitrag schreibt der Leiter der Gauhauptstelle Rundfunk und Landesleiter der Reichsrundfunkkammer über die politische Rundfunkführung und ihre Fortschritte im Gau Baden.



In der Regiezone der Sendestelle Karlsruhe. Von links: Ing. Thoma, der technische Leiter der Sendestelle, Sendestellenleiter Kutler und der Karlsruher Sprecher Scheidel.

Der Hauptstellenleiter Rundfunk der NSDAP ist der Mittler zwischen Sender und Hörer. Vielseitig sind seine Aufgaben und viele Volksgenossen lernten ihn persönlich kennen, wenn er helfend bei Rundfunkfragen ihnen zur Seite stand. Ferner zeichnet er verantwortlich für alle Gemeinschaftsempfänger, wenn z. B. der Führer spricht oder das deutsche Volk seine großen Tage begeht. Er trägt weiter dazu bei, wenn der Rundfunk eine heimatlische Hörfolge bringt, und schließlich ist es seiner Initiative zu danken, wenn ärmeren Volksgenossen durch Schenkung eines Rundfunkapparates die Möglichkeit gegeben wird, ebenfalls Teilnehmer am Rundfunk zu werden.

Der Führer spricht

Es ist dem technischen Rundfunk vorenthalten gewesen, allen Volksgenossen im Reich und den Deutschen in aller Welt die Worte ihres Führers zu übermitteln, und wenn heute ein ganzes Volk im Gemeinschaftsempfang, sei es auf dem Dorfplatz der Gemeinde oder auf den großen Kundgebungsplätzen der Städte, sei es in Sälen oder Fabrikräumen, gleichsam unmittelbar die großen Stunden der Nation miterleben kann, so ist dies wohl der sichtbarste und größte Erfolg des Rundfunkstellenleiters der Partei.

Man ist, wie bei allen Errungenschaften der heutigen Technik, gerne geneigt, auch dieses technische Wunder Rundfunk als etwas Selbstverständliches hinzunehmen. Wir Rundfunkstellenleiter der Partei wissen aber, welche ungeheure Arbeit die politische Rundfunkführung und die Rundfunkindustrie leisten mußten und immerzu leisten müssen, um die technischen Voraussetzungen eines Volksgemeinschaftsempfanges zu schaffen. Wir wissen, welche Sorgen oft das Gelingen einer Uebertragung bereiten kann, besonders dann, wenn der Rundfunkstellenleiter noch mit primitiven Mitteln zu arbeiten gezwungen ist.

Aber er hat sich durchgeleitet! — Unermüdet ging sein ganzes Sinnen und Trachten dahin, den Bürgermeister und Betriebsführer vom ideellen Wert des gemeinsamen Hörens zu überzeugen und zum Kauf hochwertiger und ausreichender Uebertragungsanlagen zu bewegen. Mit dieser propagandistischen Arbeit hat er für die Fabrikation die Bahn frei gemacht, und die deutsche Rundfunkindustrie war in den vergangenen Jahren nicht müde, sondern hat ihr Fabrikationsprogramm vollkommen auf die Forderungen des Volksempfanges und auf die speziellen Belange des Gemeinde- und Betriebsrundfunks abgestimmt. In verhältnismäßig kurzer Zeit konnten dem Rundfunkstellenleiter solche Apparate in die Hand gegeben werden, die auch bis zur größten Hörerzahl einwandfreie Wiedergabe von Musik oder des gesprochenen Wortes gewährleisten und damit einen einwandfreien Gemeinschaftsempfang sicherstellen.

Die wenigsten der Rundfunkstellenleiter haben zu Beginn ihrer Arbeit die zur Bedienung der Uebertragungsanlagen notwendigen Voraussetzungen besessen. Die Mehrzahl übten Berufe aus, die in gar keinem Zusammenhang mit der Rundfunktechnik stehen und trotzdem haben sie sich in uner müdlicher Arbeit durch die Rundfunkschule der NSDAP die notwendigen Kenntnisse erworben.

Heimat und Rundfunk

Es ist der Wille der Rundfunkführung, daß der deutsche Rundfunk neben seiner hohen politischen Mission,

neben dem vielseitigen kulturellen Schaffen auch bisweilen Heimatseidungen überträgt, die dem Hörer von der Vielgestaltigkeit der deutschen Landschaft, vom Leben und Treiben der dort wohnenden Menschen berichtet. Will der Rundfunkstellenleiter seinen Sender in dieser schönen und dankbaren Aufgabe unterstützen, so mußte er selbst seine Heimat zunächst gründlich kennen lernen. Sein Weg führt ihn zu Volksgenossen, die aus vergangener

den und der politischen Rundfunkführung ist es zu danken, daß die deutsche Rundfunkindustrie Empfangsgeräte auf den Markt gebracht hat, die so billig sind, daß sie sich jeder Volksgenosse leisten kann. Ganz besonders das Rundfunkjahr 1938 hat uns mit dem deutschen Kleinempfänger ein Gerät geschenkt, das in millionenfacher Auflage fabriziert wird und Einzug hält bei allen deutschen Familien, die bisher noch nicht die Möglichkeit, Rundfunk



Die Karlsruher Sendestelle ist im Stadt-Konzerthaus untergebracht.



Freiburg verfügt als einziger deutscher Nebensender über einen eigenen Uebertragungswagen.

Zeit erzählen können, die über die oder jene nur von Mund zu Mund überlieferte Sage oder Historie berichteten und ihm vielleicht das oder jenes schon halb vergessene Volkslied als köstlichen Schatz der Heimat anvertrauen können. Aber nicht allein vom Volks- und Brauchtum erzählt der Rundfunk, auch aktuelle Begebenheiten landauf, landab, gehören zu seinem Programm. Auch da steht wieder der Rundfunkstellenleiter helfend zur Seite und versorgt die Sendeleitung mit Anregungen und entsprechenden Mitteilungen.

Der Hörer wünscht

So vielseitig, wie das Rundfunkprogramm, sind auch die Wünsche der Hörer. Und viele Anregungen, wenn sie wirklich brauchbar sind, können über den Rundfunkstellenleiter an den Sender weitergeleitet werden; denn für ihn ist ja eine solche Fühlungsnahme mit der Hörerschaft besonders wichtig, hat er damit doch stets eine Kontrolle, wie seine Sendungen aufgenommen und beurteilt werden.

Jeder Deutsche — Rundfunkhörer!

Daß ein solcher Rundfunk allen deutschen Volksgenossen gehören muß, ist eine Selbstverständlichkeit gewor-

den zu hören hatten. Auch hier steht der Rundfunkstellenleiter wieder auf dem Plan und schafft Hand in Hand mit Industrie und Rundfunkhandel die notwendigen technischen und finanziellen Voraussetzungen zur Verwirklichung des Volksempfanges.

Er ist der Organisator der vielen Rundfunkwerbende, die mittels guter Filme über den Rundfunk und durch Darbietungen von Rundfunkhörern auch in die kleinste Gemeinde die Parole tragen: „Werde auch du — Rundfunkhörer!“

So ist der Rundfunkstellenleiter der Partei ein zuverlässiger und uneigennütziger Helfer für den deutschen Rundfunkhörer geworden. Vertrauensvoll kann ihm der Hörer seine Wünsche vortragen. Er wird alle Schwierigkeiten in Zusammenarbeit mit den übrigen Funkschaffenden beseitigen, sei es hinsichtlich vorhandener Störungen oder sei es bei Antennenfragen. Alle Programmwünsche und Anregungen des Hörers werden von ihm gerne aufgenommen und an den Sender weitergeleitet.

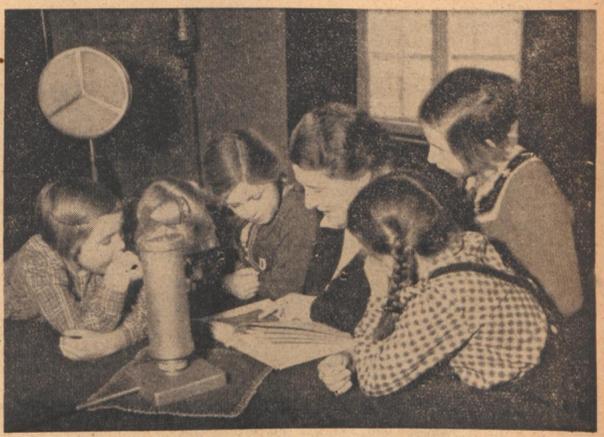
Das ist die Arbeit dieses Mannes, dem stets das große Ziel am Herzen liegt, mitzuhelfen, daß der deutsche Rundfunk dem schaffenden deutschen Volk ein Freundespenden und allen Volksgenossen recht bald gemeinsam werde.



Das Bannorchester des Bannes 109 und die Rundfunkspielschar der HJ, bei einer Uebertragung im großen Senderraum der Sendestelle Karlsruhe.



Blick aus dem Regieraum der Sendestelle Mannheim in den Sendesaal während einer Volksmusiksendung.



Die Freiburger Märchentante mit ihrer Kinderschar vor dem Mikrophon Aufnahmen: Hans Schlitz (6).

Der Prophet von Eichstetten

Was der Krämer Kunz Anno 1740 voraus sagte

Im Jahre 1740 geschah es, daß ein häuerlich geflei-
deter Mann vom Kaiserstuhl auf dem allgemeinen Markt
zu Freiburg, der damals in der Hauptstraße abgehalten
wurde, schlechte Geschäfte machte und große Mühe hatte,
sein Geld zu bekommen. In seiner Verbitterung rief er
schlechtig laut aus: „Ihr guten Freiburger! Wenn ihr
wüßtet, was ich weiß, ihr würdet gegen die Landeile
nicht so hochmütig sein!“ Ein Soldat, der das hörte,
nannte den Mann ein alten Esel und fragte, was er denn
zu wissen glaube. Ohne Bannern erwiderte ihm der Ge-
fragte: „Ich weiß soviel, daß ehe sieben Jahre ins Land
kommen, die Stadt Freiburg eine Dornenbude ist, Frei-
schach aber wird ein Steinhausen sein!“

Diese Vorherfrage wurde von den Freiburgern jedoch
nur als eine böshafte Verwünschung empfunden, denn
noch wußten sie nicht, daß dieser aus Eichstetten herüber-
gekommene Mann seltene Gaben hatte. Er mußte
denn vor den ihn bedrohenden Marktbesuchern die
Furcht erregen. Daß die Ahnung des Mannes aber
richtig war, sollte die Bürger der Stadt bald erfahren.
Im Verlauf des österreichischen Erbfolgekrieges (1741
bis 1748) erlebte Freiburg im Jahre 1744 während der
sechs Wochen dauernden Belagerung durch ein 7000
Mann zählendes französisches Heer unter Marschall
Cognign eine schwere Schreckenszeit. Bei der Beschießung
gingen viele Häuser in Flammen auf. Deren Bewoh-

ner flüchteten ins Münster, wo bereits viele Betten
und anderer Hausrat aufgestellt waren, die fast keinen Platz
mehr frei ließen für die Obdachlosen. Allerdings wurde
nach dieser Belagerung die Stadt nicht zur Dornenbude, wie
die Besatzung es verkündete, aber die auf dem Schloß-
berg zerfallenen Festungsmauern waren bald von dichtem
Dornengebüsch überwachsen. Die Besatzungen der
Stadt Freiburg aber sind heute noch, wie es der Kaiser-
stühler Prophet vorausgesagt hatte, ein Steinhausen!

Gewiß ist es geboten, allen Nachrichten über helle-
berische Weissagungen zweifelnd gegenüberzutreten: die
meisten Fälle beruhen auf Fälschung oder Selbsttäu-
schung. Doch haben immerhin einige tatsächlich in Er-
füllung gegangene Vorherlagen sich bei genauer Prüfung
als wahr erwiesen. Ob die merkwürdigen Weissagungen
des Eichstetter Propheten dazu gehören, soll hier zunächst
nicht entschieden werden.

Bei dieser Persönlichkeit handelt es sich um einen aus
der Schweiz zugewanderten Mann namens Kunz, der in
Eichstetten eine Handlung betrieb, in der er Schwefel-
säuren, Tabak, Branntwein und dergl. verkaufte. Er
beschäftigte sich viel mit allen möglichen Wappen, und
wegen dieser Kenntnis der Heraldik, will der geheime Hof-
rat F. J. Enderlin in Karlsruhe (gest. 1807), der, aus
dem benachbarten Bödingen stammend, über Kunz Aus-
zeichnungen hinterließ, vermuten, daß die Eltern des
auf dem Marktbesuchers ein höheres Stande angehört. Auf je-
den Fall ist es verwunderlich, daß dieser einfache Mann
sich auf seine Art mit den Dingen der europäischen Politik
beschäftigte und in seinen Geschichten die künftige Ent-
wicklung des deutschen Vaterlandes und der Nachbarstaaten
zu überblicken suchte.

Was aber diesen Mann in den Ruf eines Propheten
brachte, waren zunächst nicht seine langfristigen Vorher-
sagen über die Schicksale der Staaten und ihrer Fürsten-
häuser, über Kriege und Revolutionen, von welchen Din-
gen seine Eichstetter Mitbürger nicht viel verstehen konn-
ten, sondern es waren die helleberischen Ankündigungen,
die sich auf den engeren Lebenskreis des Krämers Kunz
bezogen. Hier konnte jedermann mit eigenen Augen sehen,
ob sich die Weissagungen des Mannes erfüllen.

Da ist zunächst der Fall mit dem Förster Limberger,
der viel von sich reden machte. Dieser Mann betrieb in
Eheningen ein Wirtshaus. Als Kunz einmal dort ein-
trat, erzählte ihm der Förster, daß ihm ein Unrecht
geschehen sei und daß er deswegen beim Herrn Mark-
grafen in Karlsruhe sich beschwerten wolle. Hierauf er-
klärte ihm Kunz:

„Herr Förster, wenn Ihr den Markgrafen noch spre-
chen wollt, so habt Ihr kaum noch acht Tage Zeit!“
Dieser Ausspruch jagte dem Förster einen tiefen
Schrecken ein, er legte sich sofort in das Bett und wäre
vor Todesangst fast gestorben. Er überlebte aber die acht
Tage, und als bald darauf die Nachricht vom Tode des
Markgrafen eintraf (Karl Wilhelm von Baden-Durlach
gest. 12. Mai 1735), begriff Limberger, wie Kunz es ge-
meint hatte, und lebte danach noch lange.

Als einmal die Bauern aufgeregt zu Kunz kamen und
ihm mitteilten, sein Nachbar, der Schulmeister sei gestor-
ben, wollte er es nicht glauben, worauf die Bauern be-
tonten, sie kämen eben aus seinem Hause, der Schul-
meister sei bereits kalt und heiß. Darauf sagte Kunz:
„Der Schulmeister kann und darf nicht sterben, bis er
mir zuerst zu Grabe gelungen hat.“

Im anderen Tag geschah es, daß der Schulmeister, als
der Schreiner ihn in den Sarg legte, sich wieder rührte.
Man brachte ihn ins Bett zurück und pflegte ihn; er
wurde wieder völlig gesund und überlebte den Krämer
Kunz. Dieser sagte seinen eigenen Sterbetag zwei Jahre
voraus und bezeichnete sogar seinen Begräbnisplatz, was
bei dem Brauch, die Toten in der Kirche zu begraben, wie
bei dem Brauch, sie vorher in großer leerer Kammer bis
zu bestimmten Stelle. Aber binnen acht Tagen gab es
so viele Beisetzungen, daß die Kirche bis an den bezeichneten

Platz voll war. An dem angekündigten Tage war Kunz
noch völlig gesund, starb aber am Abend. — Alle diese
Berichte deuten darauf hin, daß Kunz die Gabe des so-
genannten „Zweiten Gesichtes“ hatte, jene rätselhafte Ver-
mögen, in Form einer Vision bevorstehende Ereignisse,
besonders Todesfälle, vorauszusagen. In Weßfalen, auf
Nägen, in Dänemark, Skandinavien und im schottischen
Hochland soll sich das Zweite Gesicht heute noch finden.
Bezeichnend ist, daß von dem Eichstetter Escher berichtet
wird, er habe unter den Kirchgängern erkannt, wem der
Tod aus den Augen schaute, und noch am gleichen Tage
sei der Bezeichnete gestorben.

Diese Dinge mögen alle heute zweifelhaft erscheinen,
obwohl auch hier manchmal eine natürliche Deutung
möglich ist, indem man etwa annimmt, daß einzelnen
Menschen eine gesteigerte Empfindlichkeit der Sinne ge-
geben ist, die es ermöglicht, lebensbedrohende Krankheiten
schon vor ihrem deutlichen Ausbruch zu erkennen.

Eine solche Erklärung ist bezüglich der sich mit politi-
schen Dingen befassenden Vorherlagen natürlich nicht
möglich, doch könnte hier der Einwand gemacht werden,
die Vorherzungen seien nachträglich vorbittet worden,
bei ihrer Abfassung wären die angekündigten Ereignisse
schon geschehen gewesen. Eine solche Fälschung war z. B.
die 1690 auftauchende, angeblich aus dem Jahre 1300 stam-
mende Technische Weissagung, die sich mit dem Schicksal
des Hofzogenmorgens befaßte, deren Vorauslagen aber
nur bis zum Jahre 1690, dem Zeitpunkt ihrer tatsäch-
lichen Abfassung hinreichten. Demgegenüber kann von
den Kunzischen Weissagungen festgestellt werden, daß sie
bereits im Jahre 1739 von Joseph Friedrich Enderlin nach
Angaben und Aufzeichnungen seiner Mutter aufgeschrie-
ben wurden. Dieses Datum ist auch beglaubigt durch die
Zeugnisse solcher, die schon damals Abschriften davon ge-
nommen hatten.

Danach hat Kunz im Jahre 1740 das baldige Ableben
des damaligen deutschen Kaisers Karl VI. vorhergesagt.
Jedermann glaubte, daß nun des Kaisers Tochtermann,
Herzog Franz von Lothringen zum Kaiser gewählt werde,
aber Kunz erklärte, diesmal gebe es einen Kaiser ohne
Land. Dies traf tatsächlich ein: der Wittelsbacher Karl
Albrecht, Kurfürst v. Bayern, wurde als Kaiser Karl VII.
aus seinem eigenen Lande vertrieben. Wer aber der
Nachfolger dieses Kaisers ohne Land sei, das wollte er
lieber nicht sagen aus rücksichtsvoller „Gefälligkeit“. Offen-
bar meinte er damit, daß das, was er wisse, nichts Günsti-
ges sei, so daß er es verschweige, um die Zuhörer nicht zu
ängstigen. Er deutete aber an, daß ein Glied des
deutschen Reiches nach dem anderen sich löst, und daß
auch die Macht Österreichs sinken werde. Diese Ver-
mutungen weisen auf die Zeit der Kämpfe zwischen Preußen
und Österreich hin.

Die Sympathien in Süddeutschland waren dabei auf
der Seite Maria Theresias, die durch die sogenannte
pragmatische Sanktion — einen lebernen Brief (aus
Pergament) nennt Kunz diese Urkunde — das Erbrecht
erkannt erhielt. Aber der Preußenkönig werde diese
Kriege glücklich führen, so daß alle Welt ihn für einen
großen Heiden und ein Mutter halten werde. Der Preuß-
er werde dann ein großes Stück aus dem Fürstentum der Kö-
nigin Maria Theresia schneiden, der Franzos' aber Kriege

Schläge genug. Viel Blut werde vergossen werden, und
die Kriegskunst steige auf den höchsten Gipfel! Für die
oberberische Heimat aber bestehe keine Gefahr in die-
sem Kriege, denn — hier irrt der Prophet einmal — ihr
Markstein liege in Nürnberg. Bei allen diesen Offenbar-
ungen, die Kunz über die Zukunft gab, muß man be-
rückichtigen, daß durch Enderlin der Wortlaut seiner
Vorherlagen nur ungenau überliefert wurde, und daß
dabei die Welt mit den Augen eines einfachen Land-
mannes gesehen wurde, der nie über seine engere Heimat
hinausgekommen war und außer der Bibel und dem
Kalen der keine Bücher besaß. So beurteilte er die we-
tere Entwicklung der Volksgeminnung und Volksgestaltung
von seinem engen zeitgebundenen Standpunkt aus, der
seinen Einblick in andere Verhältnisse als die eigenen
ländlichen ermöglichte. Er sieht die Zukunft in trübem
Licht: Treue, Glauben und Rechtschaffenheit werden im-
mer mehr abnehmen. Man werde nur sich selbst schämen
und alles andere verachten. Besonders schlimm werde es
mit den Weibern gehen, ihre Häuslichkeit und Unschuld
werde verloren gehen. Statt am frühen Morgen aufzu-
stehen und die Küche zu besorgen, werden sie den halben
Tag im Bette verbracht, um die halbe Nacht bei Tanz
und Spiel und wahllosenden Gesellen desto länger wachen
zu können. Im Süden, in der Wüste und in der Ster-
tenkunde werde man sie unterrichten; in dessen lerne seine
Sinnen und Nerven.

Am erkennlichsten ist, daß der Eichstetter Wahrsager
um die Mitte seines Jahrhunderts die vierzig Jahre
später ausbrechende französische Revolution in ihren we-
sentlichen Zügen voraussah:
Die Schuldenlast werde wie eine austrocknende Sonne
über Frankreich sein, in der die Vögel (das bourbonische
Königsgeschlecht) verwelken würde. Darüber werden sie
sich selbst in die Haare fassen, und auf dem Schafott
werde mehr Blut vergossen werden als in manchem
Kriege. Alle möglichen Einrichtungen werde man erin-
nen, um sich zu helfen, aber keine werde sich bewähren.
Endlich werde das Volk wieder unter ein Oberhaupt
kommen, das sich selbst die Krone aufsetze und mit lauter
Krieg schreie. — Der Verlauf der großen Staatsum-
wälzung in Frankreich bis zum Aufsteigen Napoleons.
Frankreich ist damit ganz klar und deutlich gezeichnet.

Und weiterhin? Wie sieht Kunz die Zukunft des deut-
schen Reiches? Seine seltene Phantasie erschaut ein
goldenes Zeitalter, eine glückliche Epoche für das deutsche
Volk. Freilich der Weg, auf dem Deutschland zu solch
glanzvollen Lebensgipfel gelangt, mutet in den Prophe-
zungen etwas sonderbar an; hier spürt man, daß diese
Zukunftsbilder der Vorstellungswelt eines kindlichen
Menschen entspringen: auf dem Ozeanfeld im Gfaß werde
eine große Wölferflotte aufbrechen. Drei Tage lang wer-
den deutsche Krieger, bis an die Hüften im Blut stehend,
um die Entlopfung kämpfen. Ihr Anführer, der plätsch-
ernd erdende deutsche Nationalheld Friedrich Schlichtweg
werde seinen Schild an einen Weidenbaum aufhängen,
der auf der Stelle Hosen tragen werde. Dann aber werde
er jeden Widerstand besiegen und durch ihn werde wieder
Recht und Ordnung einziehen im Reich. „Und wer das
erlebt, der erlebt glückliche Zeiten!“

Der Eichstetter Seher, der den Erretter seines Vol-
kes, den Heiden mit dem Barbarosavornamen und dem
auf seine schicksale Herkunft aus dem Volke deutenden Ge-
schichtsnamen in seinen prophetischen Träumen sah, hat
in der visionären Gestalt des Friedrich Schlichtweg eine
uralte Sehnsucht des deutschen Volkes lebendig werden
lassen, deren Erfüllung in jener Zeit, da im drei-
zehnten Jahrhundert Bayern Sachsen und Preußen gegen
Frankreich zu Felde zogen, unmöglich schien. Zwei-
hundert Jahre später aber ist sie wahr geworden.

Franz Hirtler.

Das neue Buch

Ein neues Buch von Kriek

Auseinanderlegung mit dem Bürgerturn

Den Entschluß zur Herausgabe des neuen Wertes „Le-
ben als Prinzip der Weltanschauung und Problem der
Wissenschaft“ (Armanen-Verlag, Berlin) hat Ernst Kriek
im Nachwort deutlich ausgesprochen: „Das hiermit unter
dem Titel 'Leben' erscheinende Buch ist keineswegs eine
bloße Ergänzung zur „Wissenschaftsphilosophie“. Es
greift vielmehr das weltanschaulich-wissenschaftliche
Grundproblem von neuer Seite her ab und setzt auf
und setzt dessen Bedeutung thematisch und polemisch durch die
Geschichte der Weltanschauung und Wissenschaft im bür-
gerlich-europäischen Zeitraum der letzten drei Jahrhun-
derte auf.“

Das Grundproblem erweist sich als die Suche nach der
allgemeinen Voraussetzung jeglichen wissenschaftlichen
Erkennens. Deren Klärung ist weltanschaulich gebunden
und ihr Wert liegt im Vermögen, alle Vielfalt der Wissen-
schaften auf einer gemeinsamen Grundlage in sinnvoller
Einheit zusammenzufassen. Hier wird zugleich der un-
fruchtbarste Mittelteil von Natur und Geist in den Wissen-
schaften wie auch im Menschenbild als Fehlergebnis ver-
gessen und gegenwärtiger wissenschaftlicher Tätigkeit
sichtbar. Die gefugte ursprüngliche Einheit aber heißt
„Leben“.

Die Dringlichkeit, mit der Ernst Kriek seine Anschau-
ungen vertritt, nutzt in seinem Verußtsein von
der geschichtlichen Wende, zu der das deutsche
Volk durch die nationalsozialistische Bewegung hingeführt
worden ist. Dieser Wende entspricht seine Auseinander-
legung mit dem bürgerlichen Zeitalter und dessen An-
sprüchen, die Gemeinschaft als Gestalt des Lebens mißbraucht
zu haben. „Das individualistische Menschenbild, wie es
dem... bürgerlichen Zeitalter zugrunde lag, leiste den
Menschen von Natur als Einzelwesen an, das dann
irgendwann... durch Vernunft, zur Gründung gemein-
schaftlichen Lebens, zu Vertrauen und Vertrag geschritten
sei. Das war rationaler Mythos, eine Konstruktion ins
Leere. Denn jener vereinzelt lebende Natur- oder Ur-
mensch ist nirgends anzufinden... Dem gegen die
erfahrungsmäßige Tatsachenerkenntnis entgegen, daß der
Mensch überall und jederzeit Gemeinschaftswesen von Natur
und Blut schon ist. Gemeinschaftsleben ist eine Ur-
form... menschlichen Daseins.“

Die wissenschaftliche Entdeckung läßt leblich immer
auch die weltanschauliche Haltung erkennen, und gemäß
der Einstellung zur Gemeinschaft als Gestalt des Lebens
gesteht das bürgerliche Zeitalter unfehlbar auch seine
Neigung zu einer unpolitischen Sicht auf Philosophie und
Wissenschaft ein. Die anerkannte Gebundenheit an die
Gemeinschaft dagegen verpflichtet zu einer grundlegend
neuen Auffassung von der Wissenschaft. Darum ist es
„selbstverständlich, daß eine auf der rassistisch-völkischen
Weltanschauung ruhende Wissenschaft, die für das Volk
kämpft und am Aufbau von Volk mitwirkt, in höchstem
Grade politisch aktivistische Wissenschaft sein wird.“

Als das Leben als Ursprung jedes Daseins überhaupt
erkannt, dann wird das Menschenbild endgültig vom
mechanistischen Denken des bürgerlichen Zeitalters befreit
werden, und eine artige deutsche Denkweise, die Welt
als sichtbaren Ausdruck der Lebensgesetzlichkeit zu be-
trachten, darf endlich an deutschen Denkern wie Hamann,
Dietrich, Dippel, Porzellan, u. a. auch zu ihrem Rechte
kommen. Der Mensch als Maschine gehört nicht ursprüng-
lich zur deutschen Denkauffassung. „Es steht mit der Welt-
anschauung, „Mensch“ der uralte Lebensgrund, die Zeugung
aus der Mutter Erde wieder auf... Auch auf dem Ge-
biet der Geisteswissenschaften fällt jetzt die Entscheidung,
daß ihre Gegenstände nichts anderes sind als... Gestal-
tungen des einheitlichen Lebensgrundes, womit die
Scheibung zwischen ihnen und den Naturwissenschaften
fällt. Und weltanschauliche Entdeckungen sind allemal
auch auf diesen Gebieten politische Entdeckungen, denn
die Welt ist nicht, so sieht er die Welt. Das ist der erste
Sinn des Anthropomorphismus: „Weltbild und Men-
schenbild entsprechen notwendig einander als... Völe einer
Einheit. Damit ist auch Art, Sinn und System der wis-
senschaftlichen Erkenntnis bestimmt. Alle Erkenntnis aber,
als eine besondere, in der menschlichen Art angelegte
Weise des Tuns und Gestaltens, ist in letzter Instanz
durch Art und Haltung, durch rassistische Lebensrich-
tung und persönlichen Lebensgefühl des erkennenden
Menschen: die Erkenntnis ist eine Funktion der Haltung.
Da nun alle Haltung zuletzt notwendig politische Haltung
ist, in der der Sinn des Lebens und die Stellung zur
Welt durch primär offenbar als ein Glauben, ist alle Wis-
senschaft Funktion des Glaubens oder der politischen Hal-
tung.“ Hiermit wird der Bestand einer politischen Biolo-
gie augenfällig.

Der umfassende Geltungsbereich der Biologie konnte
naturgemäß vom sogenannten Vitalismus nicht erfaßt
werden, wenn Leben nur im Organismus, einem rein
materiellen Gebilde, eingekapselt werden sollte, und die
romantische Naturphilosophie, bei der das „Leben“ bald
zeugendes Prinzip des Organismus, bald als dessen Er-
zeugnis und „Bewertung“ galt, fand in diesem Schwanken
ihre Bestätigung. „Was aber allen fehlt, den Romanti-
kern wie den Positivisten, den idealistischen Philosophen
wie Goethe, war die Erkenntnis, daß der Mensch ur-
wissenschaftlich Gemeinschaftswesen ist.“

Die neue Schau des Bios stellt darum völlig neue
Aufgaben: „Aus all dieser Irrsal mit ihren Verlegenhei-
ten und Halbheiten kommt die Wissenschaft nur heraus,
wenn sie sich endlich entschließt, das mechanistische Welt-
bild durch das Prinzip „Mensch“ zu ersetzen. Das be-
deutet allerdings die totale Revolution, mit der das bür-
gerlich-europäische Zeitalter radikal beendet und die Re-
volute der Volksgemeinschaft, gemäß dem rassistisch-politisch-
völkischen Weltbild, eröffnet wird, das die Fortsetzung der
Tradition deutscher Weltanschauung, die Wiedergeburt
des germanischen Mythos auf der geschichtlichen Ebene des
dritten Reiches bedeutet.“ Als eine notwendige Folge
daraus legt eine völkische Psychologie dort an, „wo das
lebendige Du in seinem Wechselverhältnis zum Ich erlebt
wird“, das Lebensprinzip in der Geschichte stellt die
Grundkonzeption: „Der Mensch steht nur in der existen-
ziellen Gemeinschaftsgebundenheit zu Gott und Welt.“

Neben der bisher herangezogenen thematischen Rich-
tung des Buches bliebe noch die polemische zu erwähnen.
Hier nimmt im Nachwort Ernst Kriek selbst Stellung:
„Es liegt mir sehr daran, zu zeigen, wie die im 17. Jahrhun-
dert geschaffene Ebene des bürgerlich-europäischen
Zeitalters mit seiner vorherrschend mechanistischen Welt-
anschauung... schon mit dem Prinzip „Mensch“ einmal
durchbrochen war in Hamann, Herder und Goethe“, aber
„die wir jetzt an der Schwelle eines neuen Zeitalters der
Geschichte mit einer grundrassistisch andersartigen Welt-
anschauung und Wissenschaft überwinden müssen“, und aus
dem glühenden Willen, diesen Kampf siegreich zu beenden,
ist die Schärfe der Angriffswörter verständlich und gerecht-
fertigt.“

Herbert Flemming.

DAS VÖGLEIN

Von Adolf Knoop

Das Vöglein singt so süße
herab vom kahlen Ast —
Bringst du des Frühlings Grüße,
du lieber kleiner Gast?

Noch halb im Wintersgrimme,
wie selig Ton um Ton —
Aus deiner süßen Stimme
klingt alles Lenzglück schon!

Gespenster auf dem Sohlberg

Von Carl Lamm

Vor über einem Duzend Jahren — wir waren eben
unter die Wandervogel gegangen — machten mein Freund
Dewald und ich eine Ferienwanderung quer durch den
Schwarzwald. Wir hatten zunächst eine Woche in der
milden Landschaft am Bodensee verbracht und waren durch
den Hagen und die Waldschlucht und das Gutachtal dem
Nordsee zugewandert. Zunächst, wie es sich gehörte, über-
nachten wir in Heimboden oder Schuttschützen, ist aber
im Freien. Nichts kam diesem befreundeten Gesellschaf-
ter, sich überall zu Hause zu fühlen: unter dem Laub des
Waldes im Tal, auf der Wiege nahe am Bach bei Birken
oder Weidenbüschen, darüber sich das Sternzelt wölbe,
oder unter Felsvorsprüngen im Tannenwald oben. Die
Welt schien uns vollkommen und nichts löste unsere
Heimwehstimmung mit ihr, bis unsere Wanderung eines
Nachts durch seltsame Umstände ihr Ende fand:

Als wir eines Abends den Sohlberg hinaufkamen,
schlug das Wetter um: ein heftiger Wind trieb graue Wol-
ken über uns her. Weil wir fürchteten, daß es in der
Nacht zum Regnen käme, beschloßen wir, in einem der
Bauernhöfe, die über den Sohlberg hin zerstreut lagen,
Nachtlager zu suchen. Aber, wie es uns schon ab und zu
vorgekommen war, wir fanden nur mitternächliche Bauern,
die uns nichts in der Welt einen Fremden unter ihr Dach
ließen. Beim ersten Hof, den wir ansteuerten, begegneten
wir einer Magd, die Wasser schöpfte. Es begann schon zu
dämmern, und aus dem Tal ließen Nebel auf. Auf un-
sere beiseitigen vorgebrachte Frage, ob wir vielleicht im
Heu übernachten könnten, antwortete die Magd:

„Wir haben kein Heu!“
„Der ist nicht hier.“
„Wo pilgeren wir zum nächsten Hof. Dort gab es
wohl Heu, der Bauer fürchte aber, wir könnten Madeln
oder Käse darin verlieren oder wir könnten einen
Brand stiften. Gehen! schneiten wir beim dritten und
vierten Bauer ab. Und beim fünften Der letzte ließ mich
sich reden. Aber wir mußten hoch und heilig versprechen,
keine Streichhölzer mit in den Heuboden hinaufzunehmen.
Während wir mit ihm verhandelten, entdeckten wir
hinter dem kleinen Stubenfenster des Hauses mehrere
Augenpaare auf uns herausschauen.“

Er wies uns die Treppe hinauf, die von der Küche
zum Heuboden führte. Wir ließen unsere Taschenlampen
anbündeln. Ein einzelnes Knaken und Schließen begleitete
uns. Niemand stimmte sich mehr um uns. Oben waren
wir unter Decke ab, zogen unter Schutz aus und
legten uns, wie wir gerade daerkamen, ins Bett. Ge-
nauer gesagt, ich fiel in eine weiche, feuchte, knackende und
fließende Masse. Hier oben mußten wohl die
Fächler ihre Privatnetze haben. Als wir nach der
Taschenlampe greifen wollten, war sie im Heu verschwun-
den. Im Dunkeln schicketen wir das Heu von einer
Seite zur anderen auf, doch die Lampe blieb verschwunden.
Die Gloriole dachten wir mit Heu zu; bei dieser Arbeit
waren meine Gedanken fast wieder trocken geworden. Müde
geworden, vergruben wir uns nun in unsere Decke.

Kaum hatten wir richtig die Augen zugemacht, da löste
ein sonderbares, leises aber vielstimmiges Brummen ab
unsere Ohren, das sich in der Dunkelheit recht unheim-

lich anhöre. Klärend fragten wir uns, was es sein
konnte. Es mußte von unten kommen. Man konnte
unmöglich einschlafen dabei.
Während wir so was dalagen, hörten wir auf der Holz-
laube, die jedes Schwarzwaldhaus umgibt, tappende
Schritte. Jede halbe Minute einen Schritt. Und das
wollte nicht aufhören. Man konnte nicht sagen, daß es
näher kam, wenn es auch so schien. Einer drehte sich auf
sich zum anderen. Erst als es nach unseren damaligen
Begriffen, eine Unendlichkeit andauerte und immer ein
wenig lauter wurde... tapp... tapp... tapp... sagte
mein Freund:

„Du — wachst du noch?“
„Ja, hatt einer Antwort, fragte:
„Hörst du's auch?“ „Ja — pft“, antwortete er.
Wieder lagen wir eine Weile schweigend da und
hörten. Immer noch tappete es in regelmäßigen Ab-
ständen. Manchmal flüchtete das Holz. Dann stand uns
wohl das Herz ein klein wenig lang an. Denn wir
lebten uns in eine vergebende Angst hinein. Schließ-
lich flüchtete mir Dornald zu, daß wir beide feste bis auf
sech zählen und dann laut „hallo, wer ist da?“ rufen
wollten. Gekloppt, gekloppt, und unsere Worte wirkten Kun-
der. Es war mindestens zehn Minuten lang kein Laut
zu vernehmen. Dann ging es wieder los: tapp... tapp...
... tapp... Wir wiederholten das Gebrahl — mit dem-
selben Ergebnis. Dann verfluchten wir es mit dem Schlaf.
Aber das unerträgliche Gefühl, daß da einer immer
näher komme, ließ uns keine Ruhe. Bald hörten wir es
nahe vor uns, dicht unter dem Dach, bald mehr unten,
bald weiter vorne.
„Säßen wir doch nur die Taschenlampe!“, flüchtete mir
Dornald zu. Ja, hätten wir sie doch nur gehabt. Ich
sagte nichts. Ich hielt es für besser, ganz zu schweigen.
„Kannst du mir deinen Gefährten mitbringen?“ frag
Dornald wieder an. Ich neigte an meinem Nacken her-
um, fand den Hammer und gab ihn Dornald.
„Was willst du?“ fragte ich ihn.
„Nachsehen. Sei schön still und bleib da. Du hast
ja ein Messer — für den Notfall“, antwortete er leise.
Und schon hörte ich, wie er aus dem Heu kroch. Das
Tappen dauerte indessen an und mit sich, daß es näher-
kame. Mit zurückgehaltenerem Atem lauerte ich
samtlich. Auf einmal hörte ich ein kurzes Knistern, einen
Fall und dann ein mächtiges, langanhaltendes Brüllen
von vielerlei Tieren. Dazwischen den halberhaltenen
Schrei eines Menschen. In diesem Augenblick fand mir
wirklich das Herz still. Kurz darauf schlugen im Haus
einige Türen zu. Elektrische Schalter wurden geknippt,
Stimmen erlöhnten. Einer kam mit einer Laterne die
Treppe herauf.
Mein Freund war durch die Luke des Heubodens in
den Stall hinuntergefallen. Er blutete aus der Nase und
an den Händen. Seine Kleider waren zerfetzt, sonst aber
war er heil geblieben. — Und das vermeintliche Gespenst,
das vom Wind über in Angst und Schrecken vertriebt
hätte — war nichts anderes als ein morsches Fensterglas,
das vom Wind hin und her gerüttelt wurde. Trotzdem
hat es lange gedauert, bis wir dieses Erlebnis ganz
überwandten.

Der KdF.-Wagen als konstruktive Aufgabe

Von Dr. h. c. FERDINAND PORSCHE



Dr. Ferdinand Porsche, der Schöpfer des Volkswagens, Aufnahmen: Bittner (4), Archiv (1).

Es liegt nicht in der Natur des Konstrukteurs, daß er zu seinem geschaffenen Werk das Wort erhebt, um es zu rechtfertigen und zu verteidigen, oder ihm mit Worten den Weg in die Öffentlichkeit zu ebnen. Ist das Werk gut, so spricht es für sich selbst, ist es schlecht, so ist es auf die Dauer weder mit schönen Worten noch mit wertvollen Prospekten zu retten! —

Wenn ich trotzdem heute, nachdem der Volkswagen seine konstruktive Lösung gefunden hat und drüber die ersten Rollen seiner aufrichtigen Produktionsstätte im Entstehen begriffen sind, einmal zum Thema des KdF.-Wagens spreche, so hat dies zwei Gründe: einmal möchte ich dem Manne Dank sagen, der mir die Möglichkeit zu dieser großen Arbeit gegeben hat, zum anderen aber möchte ich meinen eigenen Weg zum Volkswagen aufzeigen. Darüber hinaus wird es aber auch in unserer schnelllebigen Zeit immer wieder Menschen geben, die für die Zeit der Reife einer großen Idee ebenso viel Interesse haben wie für die Tage der sechsenährigen Ernte. Das also gab mir Veranlassung, einmal über die Frage des Volkswagens als konstruktive Aufgabe zu sprechen! —

Man zweifelt es in dieser schöpferisch so unruhigen Welt niemals gefehlt. Große Gedanken aber haben sich nur in großen Zeiten durchzusetzen vermocht. So war es auch auf dem Gebiete des Automobils. Dreißig Jahre lang und mehr haben unsere Köpfe einen schweren Kampf gegen Rücksicht, Bürokratismus und Wirtschafts-ideologie geführt, so daß das Automobil als überlegen-der Schritt einer neuen Zeit gerade in dem abgemittelt schien, was seine ursprüngliche Eigenschaft war, in der Entfaltung des Tempo und seiner wirtschaftlich so bedeutungsvollen Aufgabe als Diener des Fortschrittes. Daß es allerdings in einem Lande wie Amerika einem Manne möglich gewesen ist, schon weit früher als mir, die Gränder des Automobils, ganz neue Wege zu gehen, man nur ein Beweis mehr dafür sein, wie schwierig die Verhältnisse bei uns gewesen sind. Und wenn Henry Ford mit seinem Automobil eine Welt

seines Motorisierungsprogramms abgedeckt hatte, so war auch für den Konstrukteur die Zeit gekommen, sich nunmehr auf das Große, das Grundtätliche zu besinnen und alles andere, dieses unzulässige Bemühen um die Günst eines verhältnismäßig kleinen Kreises von Menschen beiseite zu schieben und noch einmal, wie es unsere großen Pioniere getan haben, das Automobil von Grund auf neu auszudenken. Und wenn ich heute, nachdem dieses Werk getan ist, voller Dankbarkeit bekennen darf, daß ich ein klein wenig Holz darauf bin, daß gerade mir dieser Auftrag zuteil wurde, dann erinnere ich mich mit einer gewissen Wehmut meiner eigenen Verläufe, schon in früheren Jahren einen „Kleinwagen“ auf den Markt zu bringen, wobei ich sehr wohl weiß, daß es in der hiesigen Reihe deutscher Konstrukteure bisher keinen einsäcigen gegeben hat, der diese Dinge mit jener Klarheit und Grundtätlichkeit gesehen hat, wie sie uns der Führer

fen Synnen einer genäkten und am Boden liegenden Industrie auszufichten hatten. Ich war damals noch in Wiener-Neustadt bei Austro-Daimler. Unser Land war klein und kleiner geworden, unfähig zu einer großen Aufnahme wertvoller Produkte und abgeschnürt vom Markt der benachbarten Länder. Daß ich schon damals die Idee hatte, durch einen kleinen Wagen eine neue Belebung der österreichischen Automobil-Industrie herbeizuführen, lag nur allzu nahe. Das Resultat jenes Schaffens war der „Sachwagen“, ein Wagen mit einem vierzylinder-1-Liter-Motor. Der Wagen hatte eine gute Leistung und war in seinen Grundideen schon weit entfernt von jenen „Austro-Automobilen“, mit denen man sonst das Geschäft wieder anzukurbeln suchte. Ja, wir waren sogar entschlossen, durch sportlichen Einsatz diesem Wagen den Weg zu ebnen, und einer der schönsten Erfolge war der Klassenieg Alfred Neubauers, des



Die ganze Familie bequem im Volkswagen. Infolge der Stromlinienform bietet die hintere Sitzreihe Platz für drei Personen.

in seinen mehrfachen Reden zum Volkswagen vorgetragen hat. Es liegt mir fern, mein eigenes Bemühen um dieses große Werk hier gewürdigt zu sehen, denn all das, was meine Mitarbeiter und ich hier getan haben, reicht bei weitem nicht aus, um als hinreichende Dankleistung für die große Tat unseres Führers gewertet werden zu können. So kam eben eines zum anderen: die große Zeit, die schöpferische Idee des Führers, meine eigene Forschungsarbeit, immer wieder unter der freundlichen und wohlwollenden Kontrolle des Führers, die technische Entwicklung von Jahr zu Jahr und dann endlich die wirtschaftlich völlig neuartige Idee seiner fernsinnigen Herrkennung im Volkswagenwerk! Man wird die Größe dieser schöpferischen Tat unseres Führers nie richtig erfassen können, wenn man nicht die Vorgeschichte dieser großen Zeitwende kennt. Der Krieg hatte uns — wie auf so vielen anderen Gebieten — auch automobilwirtschaftlich und technisch mehr oder weniger ein Trümmersfeld hinterlassen, um dessen Ausbeutung ein Kampf auf der ganzen Linie einsetzte. Man braucht bloß die Namen Castiglione und Schapiro zu nennen, um zu wissen, welche bitteren Zeiten unsere Konstrukteure und Kaufleute damals mit die-

heutigen Rennleiters der Daimler-Benz AG, im Rennen der Targa Floria, das er in Besitz der kleinen Wagen gewinnen konnte, 120 km. tief damals dieser Kleinwagen, immerhin schon eine beachtliche Leistung. Aber Castiglione versprach sich nichts davon, und so wurde auch dieser Plan bald aufgegeben. Dann kam meine schwäbische Zeit. Ich baute den 1,1-Liter-Mercedes! Wer weiß heute noch davon, wer kann sich dieses Wägelchens, das in 20 Exemplaren gebaut wurde, noch erinnern? Und doch! — es laufen heute noch alle! Es sollte der „Sanierungswagen“ der Daimler-Benz-Werke werden. Mit 20 Exemplaren war das nicht möglich! Wir bauten dann andere Wagen, und die großen sportlichen Erfolge der dann folgenden Jahre bewiesen, daß wir gute Arbeit geleistet hatten. Dann kam die Zeit des „Konstruktionsbüro Porsche“. Immerzu beschäftigte mich der Gedanke an den kleinen aber vollwertigen Wagen, und die Bauvorhaben bei Zündapp und späterhin bei NSU bewiesen diesen grundtätlichen Weg, der im ersten Volkswagenwagen mit Dieselmotor seiner Zeit voranstieß. Wie sehr gerade diese Konstruktionsidee von mir weiter entwickelt worden war, das beweist wohl am überzeugendsten meine Rennwagenkon-

struktion, die im Jahre 1933 von der Auto-Union übernommen wurde!

Vom Rennwagen zum Volkswagen war dann — so seltsam das klingen mag — der Weg nicht mehr weit. Ich habe schon oft gesagt, daß es viel leichter ist, einen 1000-PZ-Rennwagen zu konstruieren. Denn hier spielen all jene Inponderabilien, die beim Volkswagen so entscheidend sind, Materialfrage, Preisgestaltung und Wirtschaftlichkeit keine oder nur eine geringe Rolle. Anders beim Volkswagen, der eben nicht nur vollkommen und schnell, sondern einfach in der Bedienung, anspruchslos in der Wartung, billig in der Preisstellung und wirtschaftlich in der Unterhaltung sein soll. Fortschrittliche Ideen in der Gestaltung aller Einzelaggregate und im Gesamtwerk, und dieses Denken immer wieder in einem engezoenen Grenzbereich, das war eine schöne, eine große Aufgabe, aber auch eine schwere. Nun, wäre sie einfach gewesen, so hätte man auf ihre Lösung nicht so lange zu warten brauchen! Im Jahre 1934 spricht der Führer zum ersten Male von diesem Wagen, der als Fahrzeug von Millionen geeignet erscheint, „zur Quelle eines uns bekannten freudigen Glücks zu werden“. Kurze Zeit darauf wurde ich über den NSU, mit der Lösung dieser Aufgabe betraut. In den Grundzügen lag die Idee vor, sie war aufgeschrieben durch meine vorher für skizzierten Vorverläufe. Nun begann die Arbeit, ein Schaffen, das uns allen, die damit betraut waren, manche Sorgen und Ueberlegungen brachte, aber auch für uns im Hochgefühl dieser schönen Aufgabe bereits zu „einer Quelle freudigen Glücks“ wurde! Es dauerte nicht lange, bis ich dem Führer einen ersten Rechenschaftsbericht geben durfte. Diese Unterhaltungen waren für mich nicht nur Stunden der Rechenschaft, sondern auch der weiteren Orientierung durch den Führer selbst, der ja nicht nur die schöpferische Konzeption des Wagens hatte, sondern seine Gestaltung maßgeblich beeinflusste und förderte.

Nicht ganz tausend Mark durfte der Wagen höchstens kosten! Das war das Schwierige, denn wenn es für einen Konstrukteur von Erfahrung ein Leichtes sein mag, ein Automobil zu erstellen, das bestimmten Vorschriften vollauf genügt, so ist die Frage seiner industriellen Fertigung und Preisgestaltung weit, weit schwieriger. Tage und Nächte haben wir gearbeitet, Jahr um Jahr, wir haben kalkuliert und gerechnet, kalkuliert und gerechnet nach Fabrikationsmethoden, die es bei uns ja noch gar nicht gab, die erst geschaffen werden mußten, bis es dann endlich eines Tages so weit war und ich stolz und glücklich zum Führer, der auf dem Oberjalsberg weilte, labren konnte, um ihm zu melden: „Mein Führer, wir sind so weit, der Volkswagen kostet nicht weniger als 1000 RM.“ —

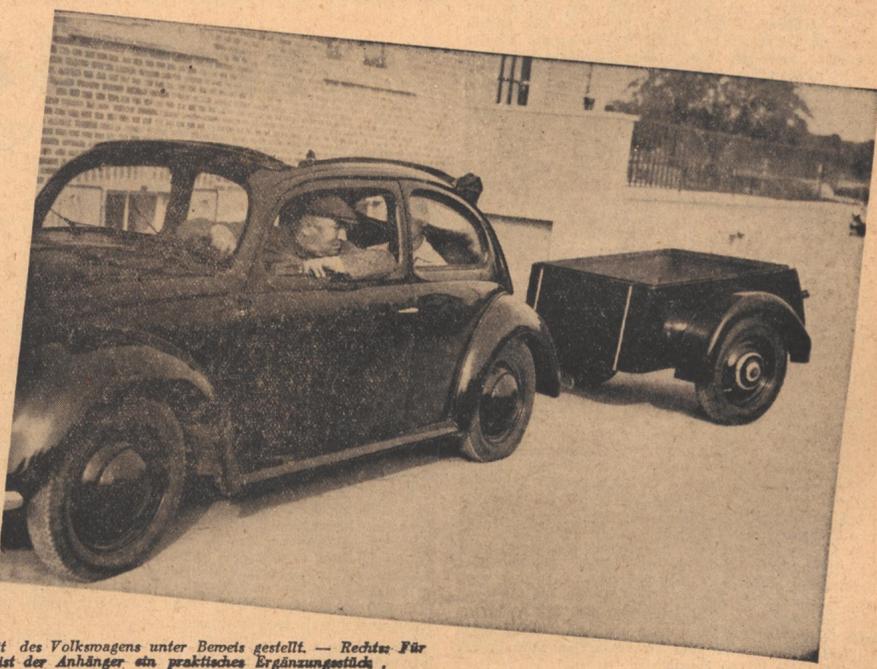
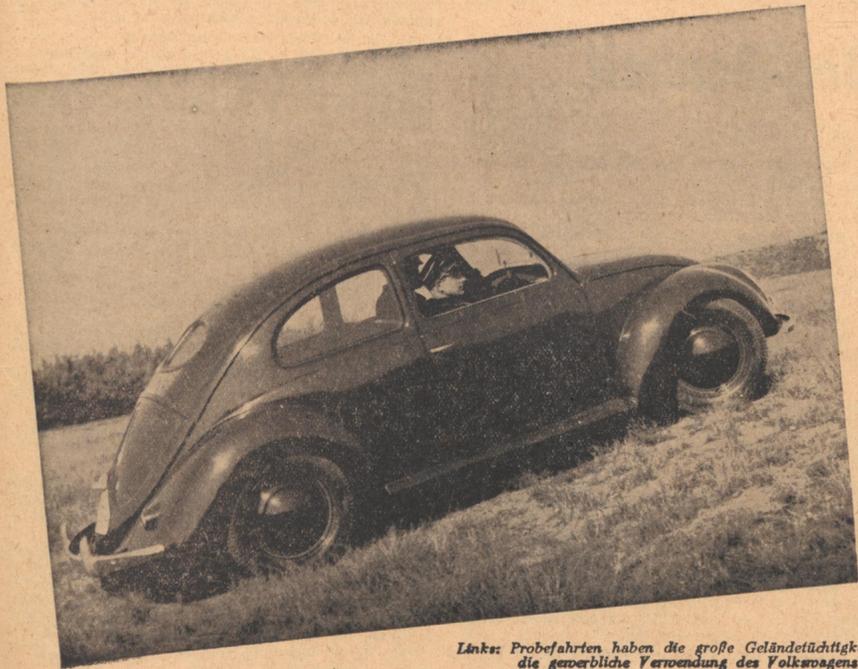
Unsere ursprüngliche Idee war ja diese, die Einzelaggregate in großen Serien bei der deutschen Industrie fertigtellen zu lassen und sie dann zusammenzubauen. Pläne, eine bestehende Fabrik mit dieser großen Aufgabe zu betreten, wurden auch erwogen, ohne allerdings in das Stadium einer reifen Diskussion zu kommen. Und so entstand dann eines Tages der Plan, eine neue, eine eigene Fabrik zu bauen. Sie ist im Entstehen, zweihunderttausend KdF.-Wagenkäufer haben sich in wenigen Monaten zusammen gefunden, der Wagen selbst steht nach fünf Jahren der Entwicklung nunmehr zum ersten Male auf der Automobil-Ausstellung. Er stellt sich der internationalen Öffentlichkeit und wird, wie ich hoffe, ihre Kritik nicht zu fürchten haben!



Bequemes Ein- und Aussteigen des Fahrers.

erobern konnte, so nur deshalb, weil hier wirtschaftlicher Opportunismus und eine klare Idee zusammen trafen mit dem Bedürfnis von Millionen Menschen, durch dieses Automobil unabhängiger und leistungsfähiger zu werden. In Europa und insonderheit bei uns in Deutschland war dies nicht möglich. Deshalb, das braucht hier vorerst nicht erörtert zu werden!

Mit dem Jahre 1933 kommt dann die Zeit der großen Wende, eine Zeit reineren und schärferen automobilistischen Denkens. Nachdem der Führer einmal die weitreichenden Grenzen



Links: Probefahrten haben die große Geländefähigkeit des Volkswagens unter Beweis gestellt. — Rechts: Für die generelle Verwendung des Volkswagens ist der Anhänger ein praktisches Ergänzungsstück.

Der Gockelkrieg von Farrenwiesbach

Erzählung von Mario Heil de Brentani

Seit einer Woche hing eine fette schwarze Wolke über dem neuen Schulzenhaus, das die Maurer und die Zimmerleute dem Dorfe Farrenwiesbach zu höherem Ansehen und dem Schultheißen Antbes zum männlichen Amtieren erbaut hatten. Es war ein ansehnlicher Bau von gelbem Fachwerk mit braunem Balkenspiel geworden, darauf allerlei uralte Male geschnitten und gezeichnet waren.

Gerade über das behagliche Angesicht des neuen, starken Hauses fiel der Wolkenschatten, und der Schultheiß, der breit aufgeschwantzt darunter stand, bekam einen düsteren Schimmer davon. Nach einer Weile kam die schwarze Wolkenscheibe an dem Hause vorübergegangenen, das junge Weib, das der Köhlermannes jüngst aus der Fremde in seine Walfischknechtshütte holte; der Schulze betrachtete sie allemal wohlgefällig, wenn sie in das Dorf kam mit ihren heftigen Augen und dem breiten lächelnden Mund im rot-bädigen Apfelgesicht. Heute aber sah er an ihrer derben Schönheit vorbei geradewegs in den Kramwinkel gegenüber, so daß es den Antbes hatte, als seien Schatten und Schulze eins, und es regte sich kein Leben vor dem einlamen neuen Hause. Und deshalb hielt die junge Frau, gleich ob es nicht ihre Gewohnheit war, in ihrem Gehen inne und fragte den Schulzen, ob er wohl einen Born auf sie habe, weil er so finstler dreinschaue.

„Na“, schüttelte der Schultheiß den Kopf, und der breite dreieckige Hosenbund kam ins Wanken ob solcher heftigen Verneinung. Und da die Wolkenscheibe nicht folgerte weiterging, ihn vielmehr mit ihrem gefährlichen Lächeln fortrug, so kämpfte der Antbes mit dem Fuße auf und fragte nun selbst scheltend zurück: „Du hast Du vielleicht die verdammte Kränzfederer wegen der Webberfahne auf'm Hals oder ich? Du hochst alleweil im Wald und hältst denn der Knoche am Meiler warm bei der Soubis, ich hingegen muß mich numärgere, weil doch die Webberfahne, die aus dem Gemeindefaß raus soll, ein Gockel ist, und weil das der Herr Parr' net habbe will, verduppelt!“

Da machte die schwarze Wolkenscheibe erichroden die Heren-Augen klein und vergaß ihr Lachen. „Ach, die denn, Schultheiß“, rief sie und trat vorsichtig zurück, „und was mein Dhm Heiner war, der hat sich allemal Wasser auf dem Kränzele, in der Johannisnacht geschöpft, auf den ganzen Kopf erumgeschütt, wie's helles Weidwasser; denn war alles wieder gut für e halbes Jahr!“

Und sie ging rasch weiter. Die Wolkenscheibe war die arge Sonnenscheibe unguut bekommen, er war frant im Kopfe, sie kannte das gut vom Dhm Heiner her, und wer weiß, ob der arme Schulze dasheim Johanniswasser hatte wie der Dhm!

Der Antbes aber schaute erst verduht drein, dann stremte er die Hände in die Seiten und begann so ungebärdig zu lachen, daß ihm die Tränen über die Wangen liefen. „Halt recht, Wolkenscheibe! Du dachst der Antbes; was gram' ich mich wegen dem schlichten Webberfahne! Dann nahm er das Schulmeisterlein beim Kragen, das gerade grüßend vorbeiging, polierte mit ihm in das neue Gemeindefaß hinein und hieß es, einen Schreibebrief zu schreiben. — Der ging folgendermaßen:

„Hochwürden Herr Pastor!“

Von wegen, weil unter gnädiger Herr Herzog Karl Friedrich einstens unsere Gemeinde das schönste und wohlhabendste Dorf von Hessen-Karlsruhe benamiet hat und von wegen, weil er item unserem Dorfe hochuntertänigst erlaubt, einen milden Dshen oder Farren mit dreitem Gehören als Dorfswappen zu führen, also darum schein ich, Jakob Antbes, in meiner Verion als Schulze von Farrenwiesbach Ihnen, Herr Pastor, nämlich den Gockel, welchen der Gemeinderat als Wetterfahne für das neue Gemeindefaß hat mit großer Kunst schmieden lassen, zu eigen, diemeist Sie doch der Meinung, daß kein ander Haus als Ihre Kirche einen Gockel haben dürfe, und werde hiesfür einen derben Dshen oder Farren an seine Statt in Eisen schlagen und aufhängen lassen, um Ihnen, Herr Pastor, damit auch die rechte Ehre anzutun. Wodann bitte ich Sie, Herr Pastor, den erbetenen Segen für das neue Gemeindefaß mitnächst weiter in die Zukunft zu schicken, sondern gar bald an dem Hause heran zu hängen zu der ganzen Gemeinde Wohlergehen.“ Siegel darunter, Unterschrift dahinter, der Gockelkrieg sollte ein Ende haben in Gottes Namen! So dachte der Schultheiß, mit sich selbst verlobt, und hieß den Dorfbüttel, den Brief sogleich zum Herrn Pastor hinzubringen. Sollte der Pastor also sein im ganzen Dshenlande gültiges Vorrecht, auf der Kirchturnhöhe einen prächtigen Wetterfahne als Wetterfahne zu führen, haben! Punktum und Streuland darauf!

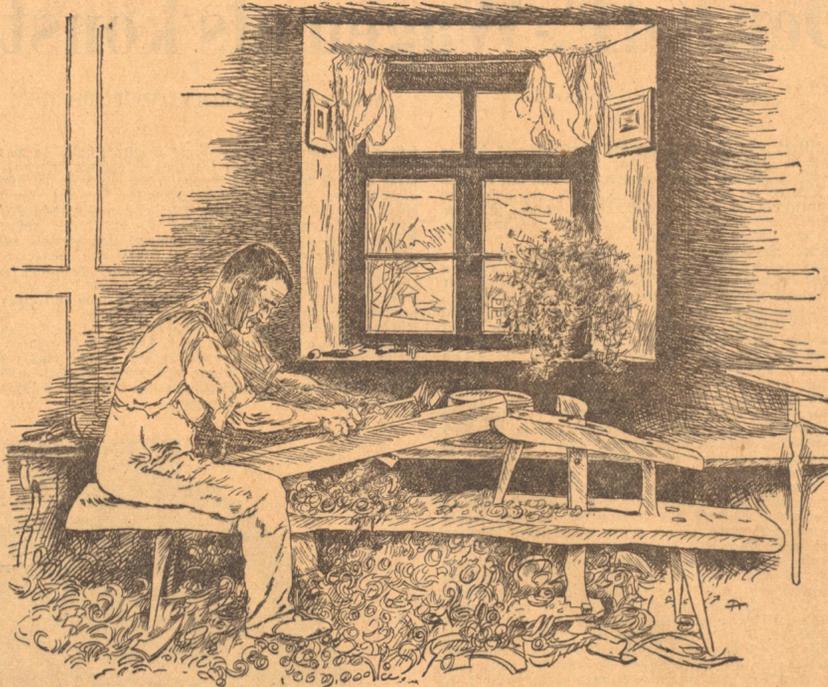
So ward der Schmied, der sich auf derlei kunstvolle Dinge verstand, noch am gleichen Tage geheißen, einen feinsten Farren zu schlagen und das Eisen in der Weise fein läubelich auszulapen, daß darin das Zeichen des neuen Jahres — Anno 1828 — zu lesen stände. Tags darauf aber, als der Schulze frommen Gemüts die Sonntagspredigt anhörte, hieß der Pastor Jeremias Feuerkes plötzlich an wider die immer weiter um sich greifende Gottlosigkeit der Menschen zu klagen. „Aber mit Feuer und Schwert wird der Herr sie strafen!“ rief er dabei aus und streckte den Arm fernengerade in die Höhe. Und er rief weiter: „Denket an, Ihr Lieben, und erschredet nicht, einen getreuen Diener des Herrn, der nicht weit von hier sein Amt ausübt, haben sie gar, um Rache an ihm zu üben, einen Dshen geheißen und ihm gräßlichen oder leden Weidweid tun wollen mit dem Bildnis eines solchen! oh Jammer über die verderbten Männer der Obrigkeit, die solchen bösen Hohn trieben!“

Der Schulze mochte hernach anstellen, was er wollte,

es gelang ihm nicht, den Pastor über seinen Irrtum aufzuklären, der geistliche Herr versprach vielmehr, von nun an an jedem Sonntage wider den Gemeinderat zu predigen, wenn das Schandmal wirklich auf den Giebel des Gemeindefaßes gehoben werden sollte. Der Gemeinderat hatte gut beteuert; der Brief, so rief der Pastor und streckte wiederum den Arm fernengerade in die Höhe, spreche eine andere Sprache, und es sei ohne Zweifel die Sprache des Teufels selbst, der in die Dorfswäter gefahren sei.

So ging der Gockelkrieg zu Farrenwiesbach weiter, und der Schulze schwor sich, dieses Mal den Kampf durchzuführen und bis zum Herzog nach Karlsruhe zu laufen, um das Recht und den Farren zu wahren. Den Farrenwiesbachern aber, die von geruhamer Gemütsart waren, wurde der Kampf des Pastors wider die unbekannten Beleidiger eines unbekanntem Pfarrherrn in der Nachbarhaft nachgerade zur lieben Gewohnheit, sie nahmen ihn hin wie das gewohnte Wibelwort zum Anfang der Predigt und brachen durchaus nicht in die fromme Rebellion gegen die Dorfswäter aus, die der Pastor sich herzlich erhofft hatte.

Auf diese Weise vergingen einige Wochen, und noch nahm der Gockelkrieg kein Ende. So kam es, daß der Schulze an einem Tage wiederum den Schulmeister einen Schreibebrief an den Pastor schreiben ließ, und daß die Gemeindefaßlichen Mann für Mann ihren Namen umständlich darunter hinfesteten. Ein letztes Mal vor ihrem Bittgange nach Karlsruhe zum gnädigen Herrn Herzog baten die Endesunterfertigten, so schrieb der Schulmeister, der Pastor möge am kommenden Sonntag das Haus weihen, auf dem an diesem Tage die Wetterfahne angebracht werden solle. — Es war ein großer und gerechter Born in den Wolkenscheibe, und des Schulmeisterleins Federkiel mußte dreimal aufs neue geschüttelt werden, so sehr heftig fuhr er damit über das Papier! Hierauf ließ der Schultheiß kurzerhand durch den Büttel ausschleichen, die Bauerschaft wurde befohlen, am Sonntage vor dem Kirchgang vor dem neuen Gemeindefaß Aufstellung zu nehmen, da der Herr Pastor es einmetzen wolle, und so brach der Tag der großen Entscheidung an. Der Gemeinderat hielt noch eine kurze Sitzung ab, aus der



An der Schnitzbank.

Zeichnung von Mathias Heß.

nichts herauskam, und machte sich hernach mit gerunzelten Stirnen auf den Weg. Die guten Farrenwiesbacher vor dem Gemeindefaße aber schienen wider ihre sonntige Gewohnheit unterdes sehr ausgelassen, sie saßen sich wie die Kinder an den Händen und tansten fröhlich umher, einzelne von ihnen wiesen dabei lachend oder stierend auf das Dach, und das Köhlerpaar fiel sich gar auf offenem Platze gerührt um den Hals, wobei die junge Frau sichtbarlich bis über die Ohren errödete. Da runzelten die Dorfswäter noch mehr ihre Stirnen und kamen mit langsamen Schritten näher. Jetzt trat der Dorfbüttel lachend zu ihnen. „Da, guck emol emuff!“ rief er. Die Gemeindefaßlichen taten, wie ihnen geheißen. Sie guckten zum Dache hinauf und sahen ein Storchpaar, das sich von dem Giebel unter ihm nicht im mindesten darin stören ließ, auf der Giebelspitze ein gutes und festes Nest zu bauen.

Währenddem sie noch mit offenen Mündern zu dem neuen und lebenden Dorfswappen hinaufblickten, kam auch

der Pastor Feuerkes zu den Dorfswätern und gab ihnen die Hand. „Der Herrgott hat das Segen doch besser weg als ich“, sagte er bedrückt und verlegen zugleich, „nun hab' ich die ganze Weiberrede umsonst präpariert, Ihr Lieben!“

Da gab ihm der Schulze gerührt den Händedruck zurück. „Wir laße uns nicht scheuen, Herr Pastor“, rief er feierlich und glücklich, „seht schenke mir Ihre zum Gockel auch noch den Dshen. Zum Andenken an uns! Herr Pastor!“

Da guckte der Pastor Feuerkes erst ein wenig schief von der Seite; als er aber die ehelichen Bauerngesichter sah, fiel ihm endlich der dicke Feldstein von der Brust, der solange nicht herunter wollte.

„Ich nehme das Geschenk dankbar an“, rief er voll Freude, „Ihr habt schon recht: Wir warn halt alle zesimo doch rechte Kindsviecher, Ihr Lieben, Amen!“

Und so ward der Gockelkrieg mit viel Feierlichkeit begraben.

Der Fehler in der Rechnung

Von Erich Grisar

Duellkamp hat sich einen Anzug machen lassen. Einen pikanten Anzug. Günstigende Maßarbeit. Jeder merkt auf den ersten Blick, daß Duellkamp in guten Verhältnissen lebt. Nur der Schneider merkt nichts davon. Einmal war er da, um sein Geld zu holen, nun, das zählt nicht. Einmal ist feimmal. Auch, daß er beim zweitemal ohne Erfolg umkehren mußte, nimmt der biedere Handwerksmeister nicht an; denn schließlich, ein so netter Herr wie der Herr Duellkamp. . . . Aber nun ist er schon dreimal da gewesen, viermal, fünfmal, die vielen Mahnschreiben nicht gerechnet. Und immer ohne Erfolg. Wenn der Herr Duellkamp nicht so ein netter Herr wäre, der schließlich doch bezahlen wird, dann würde Meister Witkop ihm schon heimlich den Kopf schmeißen, es ist nicht das erste Mal, daß Duellkamp sich einen Anzug hat machen lassen und es ist auch nicht das erste Mal, daß er etwas langom mit dem Zahlen war. Immerhin, auch ein Handwerks-

meister hat Verpflichtungen. Der Stofflieferant will Geld sehen. Und hinter dem Stofflieferanten steht die Fabrik, die ihre Arbeiter bezahlen muß. Und hinter den Arbeitern . . .

Soweit ist Schneider Witkop mit seinen Gedanken, da kommt er auf eine Idee. Jawohl, das alles erzählt er Herrn Duellkamp. Das muß sein Herz rühren. Dann wird er zahlen. Und dann kann er sich gleich ein neues Muster aussuchen zu einem neuen Anzug. Also Stoffe hat er hereinbekommen. Stoffe . . .

Schneider Witkop macht sich also wieder einmal auf den Weg. Vor der Türe Duellkamps holt er noch einmal tief Atem, dann klofft er an und tritt ein.

„Ah, guten Tag, Herr Witkop. Wo steht's? Womit kann ich Ihnen dienen?“

Wie freundlich der Herr Duellkamp ist. Also, es ist schon wirklich schwer, einen so netten Herrn zu mahnen.

Aber es muß sein. Witkop hüffelt noch einmal, dann beginnt er. Also, Herr Duellkamp, sagt er, Sie wissen, ich bin schon einigemal bei Ihnen gewesen.

Ah so, sagt Duellkamp. Die dumme Sache mit dem Anzug, das tut mir wirklich leid, daß ich Sie habe warten lassen. Aber Sie wissen ja, die Besonderheiten meines Geschäftes. Doch bitte ich . . .

Sie hoffen, sagt Witkop, na, dann ist es ja gut. Ihr Sie. Aber mir ist damit nicht geholfen. Sehen Sie, es ist ja nicht, als ob ich das Geld für mich brauchte. Was ich davon behalten darf, ist das Wenigste. Aber hinter mir steht der Tuchlieferant.

Ja, ja, sagt Duellkamp, der Tuchlieferant. Und hinter diesem, fährt Witkop fort, wartet die Tuchfabrik, Hundert Arbeiter, die ihren Lohn haben wollen. Der Fabrikant selber, die Maschinenfabrik, die ihm die Webstühle geliefert hat. Die Bahn, die seine Waren transportiert. Das Finanzamt. So 'n Mann hat Verpflichtungen, denen er sich nicht entziehen kann.

Ja, ja, sagt Duellkamp, ich verstehe.

Na ja, und hinter all diesen Kosten stehen wieder andere Leute, die alle bezahlt sein wollen. Sie müssen doch einsehen, daß ich hier nicht für mich sehe. Das sind doch hundert, nein, es sind tausend Menschen, die alle darauf warten . . .

... daß ich meinen Anzug bezahle, sagt Duellkamp tief beeindruckt. Tausend Menschen, und sie alle warten auf mich. Er hebt den Blick zur Decke, aber dann schaut er wieder den biederen Schneidermeister mit einem verzögerten Winkeln an. Wie sagten Sie doch noch, wie hoch ist die Rechnung?

Hundert Mark, wenn ich darum bitten darf, sagt glücklich der Meister und er freut sich schon, das Geld kassieren zu können.

So so, lieber Mann, hundert Mark und das durch tausend. Wissen Sie, wieviel das auf den einzelnen macht?

Witkop sieht Duellkamp einen Augenblick verlegen an, doch dieser fährt schon fort: Sehn Pfennige, mein Vieder! Auf den Kopf zehn Pfennige. Na, ich will einen braven Handwerker nicht um seinen Lohn betrügen. Hier, haben Sie Ihren Anteil an der Rechnung. Damit drückte er Witkop einen Groschen in die Hand.

Und was den Rest angeht, sagte Duellkamp hinan, was wollen Sie sich für andere Leute die Dacken ablaufen? Meinen Sie das nicht auch?

Witkop war einen Augenblick wie verdattert. Natürlich, wenn man es so sah, hatte Duellkamp recht. Aber dennoch, irgendwo mußte ein Fehler in der Rechnung sein. Aber wo?

Das war die Frage, die ihn bewegte, als er sich auf den Weg zu seiner Werkstatt machte. Den Groschen hielt er unterdes in der Hand. Als er an einem Schreibwaren-geschäft vorbeikam, trat er ein und kaufte einen Zahlungsbefehl für den Groschen. Den füllte er aus und trug ihn zur Post. Vielleicht half ihm das Gerächt, den Fehler in der Rechnung zu finden. Und, was wichtiger war, zu seinem Geld.

Rätselhafte Begebenheit

Von F. M. Gokum

Fraulein Mimi sah so kummervoll und dabei — oder gerade deshalb — so entzündend an, daß ich beschloß, sie aufzuheitern und ihr eine Freude zu machen. Diese Freude wollte ich selbst sein und so schlug ich ihr vor, einen angenehmen Ausgeh-Abend mit mir zu verbringen. Sie lächelte wehmütig, als ich sie einlud, klappte die Augenlider hoch, ließ sie niederstinken und stützte: „Ja!“

Zuerst gingen wir in ein Kino, welches einen amerikanischen Liebesfilm spielte, in dem sich die Hauptdarsteller oft und naturgetreu küßten. Mimi seufzte bei jedem Kuß, den die Feldin bekam. Ich freizogte dann ihr Händchen und trat ihr zärtlich auf die Schuße. Sie ließ es geschehen, ohne eine Schmerzempfindung zu äußern. Das erfüllte mich mit Selbstbewußtsein.

Beim Hinausgehen hing sich Mimi mit züchtig gemessenem Blick in meinen Arm. Mein Selbstbewußtsein wuchs. Es war doch eine Geste des Vertrauens und weiblicher Anhänglichkeit.

Nun sagte ich, daß wir ein Glas Wein trinken könnten und schlug die Richtung zu einer gemächlichen Wein-stube ein. Unterwegs überkam mich das Bodürfnis, eine Zigarette zu rauchen. Da ich kein Zensin mehr im Feuerzeug hatte, — was mich sehr verdorrte, denn es sieht so großartig aus, wenn man so ein Feuerzeug nonchalant zu bedienen versteht, — bereitete ich mich von Mimis Arm und hat einen schon eine Weile neben mir gehenden, rauchenden jungen Gentleman um Feuer.

Er war aber kein Gentleman. Obwohl ich ihn in formvoller Weise um Feuer bat, blickte er mich an, als ob er mich fressen müsse, ließ einen unartikulierten Laut

aus und schlug mir die Zigarette aus dem Mund. In hohem Bogen verschwand sie in der Dunkelheit.

„Unerhörte Frechheit!“ zischte Mimi. „Schlagen Sie den Flegel doch nieder!“

Als ich mich auftragsgemäß anschickte, den Flegel elegant und nachlässig niederzuboxen, haute er mir den Hut herunter. Ich war deswegen im Nachteil, weil ich keine Ahnung hatte, weshalb der Mensch mir gram war. Wie ein Gangster oder Wezlagener sah er elegantlich nicht aus. Er hatte sogar etwas Trauriges im Blick.

Wir prügelten uns stumm und verblissen, wobei wir oft über unsere Hüfte stolperten, die am Boden lagen.

„So eine Frechheit!“ hörte ich wüthend durch Mimi. Der Angreifer warf ihr daraufhin einen Blick voller Verachtung und Trauer zu. Dadurch erlangte ich einen Vorteil, den ich so geschickt wahrnahm, daß meinem Gegner die Nase blühte, die Wangenhaut riß und er nach einem letzten Kniffhaken an der Hauswand niederlief. Schwermütig warf ich mich in die Brust und drehte mich zu Mimi um.

Das arme Kind weinte. Die Tränen strömten ihr nur so aus den Augen. Tröstend wollte ich mich ihrer annähern, aber sie beachtete mich gar nicht. Schluchzend kniete sie bei dem unglücklichen Menschen nieder und begann, ihm das Blut abzuwischen.

„Ah, Karli! Lieber!“ rief sie. „Hat er dir sehr weh getan, der treue Kerl! Der unverschämte Pöndel! Gudd' mich doch mal an, Karli! Ich bin doch wieder bei dir! Komm, jetzt ist alles wieder gut!“

Ich suchte meinen Hut und säuberte ihn im Weitergehen.

Musgleichsgymnastik für die Frau?

Von Lisa Mar

Der spartanische Gesetzgeber Solon bestimmte: „Es sollen die Mädchen Reibebildungen vornehmen und zu den öffentlichen Wettläufen zugelassen werden.“ So liefen denn in Sparta Jünglinge und Mädchen gemeinsam in der Rennbahn.

Ueber den Gesundheitswert der Reibebildungen und Gymnastik für unsere Frauen und Mädchen zu reden, siehe offene Türen einrennen. Die berufstätige Frau von heute braucht die Ausarbeitung ihres Körpers in Licht, Luft und Sonne, sie braucht es mindestens ebenso sehr wie der berufstätige Mann.



Für die in den Städten lebende Verkäuferin, für die stehende Beamtin und Schreibräute, für die Telephonistin, Schneiderin, Fabrikarbeiterin, für die freischaffende Köchin, aber auch für die Hausfrau in der Etagewohnung ist die lustige Körperbetätigung nach einseitiger Berufsarbeit ein sehr notwendiger Ausgleich: eine Reinigung der Lungen, eine Erhöhung des Blutumlaufs und Stoffwechsels, eine Bewegung der Muskeln, eine Übung und Straffung der Bauchmuskeln! Bei der einseitigen beruflichen Tätigkeit leidet die Haltung. Die inneren Muskeln, die den Rücken aufrichten und gerade halten, erschaffen durch vieles Sitzen. Die dadurch bedingte vornübergelehnte Haltung (des „Schreibbündels“) beraubt die freie Tätigkeit der Lungen, dadurch wird der Körper nicht genügend mit Sauerstoff versorgt, was wieder allgemeine Ermüdungserscheinungen nach sich zieht.



Bei den Berufen, die viel Stehen bedingen, wird das Hohlkreuz ausgebildet, das zunächst nur eine Ermüdungsschaltung darstellt, dann aber ein Zustand wird, der ganz abgesehen von der wenig schönen Wirkung auf die Lunge, auch gesundheitsschädlich ist. Viele Kreuzschmerzen der Frauen sind nur auf Haltungsschwächen zurückzuführen und lassen sich schnell unter dem Einfluß ausgleichender Übungen.

Auch die Füße haben viel zu leiden, besonders bei den stehenden Berufen. Außer höchstem Schuhwert, das den Fuß nicht einengen soll, wo er sich in freier Tätigkeit der Muskulatur in die Breite dehnen will, und das die Belastung durch die Schwerkraft des Körpers nicht verschleiert, weil der Absatz zu hoch ist, sind hier tägliche Fußübungen von unschätzbarem Nutzen. Verbindet man diese Übungen noch mit einem täglichen warmen Fußbad, so

werden nur bei krankhafter Veranlagung Beschwerden eintreten, die durch ärztliche Hilfe beseitigt werden müssen. Das ist an den Hüften leider nicht bloß in einem „gegriffenen Alter“, sondern oft schon viel früher unerwünschter Festigkeit bemerklich, wird vielleicht von allen Uebeln am häufigsten empfunden. Denn die schlanke Linie wird dadurch in empfindlicher Weise beeinträchtigt. Warten wir nicht erst ab, bis der Spiegel, bis hässliche Bemerkungen der guten Freundinnen oder gar körperliche Beschwerden uns darauf aufmerksam machen, daß wir uns aus unserem Dahintrotzen aufpassen müssen zu energischem, frohem Tun, sondern fangen wir gleich mit einfachen Übungen an, ein wenig „das Gluck zu forrieren“.

Gegen das Hohlkreuz

Zuerst den Rücken locker durchhängen lassen, dann schnell die Bauchmuskeln kräftig einziehen, so daß sich die Lendenwirbel (Kreuz) schön nach oben runden. Länger in der Anspannung als in der Entspannung verharren. Etwa 5mal nacheinander (Bild 1 und 2).



Gegen den runden Rücken

Aufrecht stehen, Füße dicht beifammen, mit einatmen die Arme dicht neben den Ohren getreht hochheben, dann den Oberkörper vom Brustbein aus weit vornüber legen, Arme seitwärts führen wie beim Brustschwimmen. Rumpf soweit nach vorn senken, bis er nahezu waagrecht liegt. Brustbein muß ganz getreht sein. Unter Einatmen die Arme langsam wieder hochführen und den Rücken aufrichten. Man halte sich vor, man müsse sich flach über einen Tisch legen, dann wird der Rücken schön gerade bleiben. 4- bis 6mal (Bild 3).

Gegen Fellsatz an den Hüften

Aufrecht stehen, Füße dicht beifammen. Ein Knie bis zur Waagerechten vorwärts hochheben, dann damit soweit als möglich seitwärts führen, die Arme vorwärts hochheben und seitwärts führen. Arme dann locker senken und das Knie wieder nach vorn freisen lassen, strecken und das Bein senken. Abwechselnd rechts und links je viermal (Bild 4).

Fußübungen

Auf einem Stuhl oder auf dem Boden sitzen, ein Bein über das andere schlagen und die Hände unter die Kniekehle legen. Dann den Fuß nach oben und unten bewegen — den Fuß nach rechts und links schieben wie der Scheibenwischer am Auto — Fuß von innen nach außen rollen lassen, Neben kräftig mitbewegen — alles je 10mal. Hernach den Fuß locker schütteln.



Im Frühjahr zur Feldarbeit Scherenschnitt: Thiesbürger

Der Sonntag ist auch für die Mütter da!

Eine Frage und ein paar Vorschläge für die praktische Lösung

Witte, so ganz selbstverständlich, wie die Theorie dieses Satzes klingt, ist ihre Uebersetzung in die Wirklichkeit nicht! Wir sind ja heute Gottlob über die Aufstellung hinaus, daß Arbeit ein notwendiges Uebel sei, das man möglichst schnell hinter sich bringt und an das man während der Freizeit nur höchst ungerne erinnert wird. Der Sonntag, besser noch das Wochenende, ist gewissermaßen der Höhepunkt, der aus der Zeitung der Woche herauswächst und von dem her man mit neuer Schwungkraft und ausgerückten Nerven an die nächste Wochenarbeit gehen kann. Vorausgesetzt, daß man den Sonntag wirklich in diesem Sinne ausnützt und nicht etwa am Montag morgen total von körperlicher Anstrengung erschöpft ist. So verschieden die Menschen sind, so verschieden ist auch

die Art, wie sie ihre Freizeit verbringen. Fragen Sie nur einmal in Ihrem Bekanntenkreis: jeder irrt sich auf dem Sonntag aus, es nimmt an anderen Grund. Die Hausfrauen, besonders die Mutter nach ihren Sonntagstagen zu fragen, warne ich eindringlich! Sie können da nämlich böse Uebersetzungen erleben. Alle diejenigen, die ich befrage, waren sich in der Tatfrage einig, daß der Sonntag „eigentlich“ noch erhöhte Leistungen von ihnen verlange! Gewiß, man kann morgens in Ruhe gemeinsam frühstücken, ohne ängstlich nach der Uhr schauen zu müssen! Aber zum erlebten Ausflachen kommen die Mütter meistens nicht, weil das eine oder das andere Familienmitglied vielleicht früh fort will. Und nachher, wenn Vater mit den Kindern einen Spaziergang machen

will, muß Mutter dankend verzichten, das sonntägliche Mittagessen erfordert mehr Zeit und Sorgfalt und das Durcheinander in den Schlafzimmern will schließlich auch beilegt sein! In ihrer Bescheidenheit sind die Mütter schon glücklich, wenn der Mittagstisch am Sonntag alle vereint; in der Woche ist das aus beruflichen Gründen nicht immer möglich. Aus dem erlebten Ausflachen nach Tisch wird aber allzuoft nichts, sei es, daß Besuch erledigt werden muß. So können sie den Tageslauf beliebig fortsetzen, es bleibt immer das gleiche Bild: die Mehrarbeit des Sonntags bleibt für die Mutter, die sich auch noch den gutgemeinten Vorwurf mit anhören muß: Du hast aber auch immer zu tun. Dort, wo schon größere Söhne oder Töchter sind, die zum Wochenende vielleicht ausfliegen, hat die Mutter vielleicht mehr Zeit, aber dann ist sie durch die verschiedenen Vorbereitungen so abgelenkt, daß sie sich zu weiteren Unternehmungen nicht mehr aufzuraffen vermag und der Sonntagabend plötzlich da ist, ohne daß sie recht zu sich selbst gekommen wäre.

Hand auf's Herz, das muß nicht so sein! Ihr lieben Hausfrauen, müßt ihr den Großteil der gesamten Wohnung unbedingt auf den Samstagmorgen legen oder den Sonntagstagen erst Samstagabend mittags baden? Liehten Endes liegt alles nur an der Einteilung; und wenn man sich jetzt vornimmt, bis zum Samstag-

Wo die Seele nicht...

Wo die Seele nicht
Mit im Worte spricht,
Mit im Werke wacht,
Mit bei Tag und Nacht
Leben liebend hält,
Wo die Seele nicht —
Stirbt die Welt.

Hilda Lisa Reif

mittag mit allen Arbeiten fertig zu sein, dann gelingt einem das auch. Das Fertiggelien gilt auch für die Vorbereitungen. Von den Vorbereitungen nämlich hängt es ab, ob der Sonntag auch wirklich zum Feiertag wird. Kein Mensch wird etwas dagegen einwenden, daß die Hausfrau zur Erholung der feierlichen Stimmung das Sonntagessen besonders sorgsam ausnützt. Aber warum wird der Braten nicht schon am Vortage fast gar gemacht? Geschmack und Aussehen leiden bestimmt nicht darunter! Wenn man die Kartoffeln über Nacht nicht geschält stehen lassen mag — was berechtigt ist, weil dadurch der Nährwert verloren geht — warum nicht eine Speisefolge mit Nudeln oder Reis? Wozu sind die appetitlichen Speisen unserer Einmachgläser eigentlich da? Sie können uns das Gemütspeken am Sonntag gern ersparen. Und für den Nachtisch ist rohes Obst ebenso fein wie ein Glas des köstlichen Eingemachten. Um gleich die Abendtröstung mitzuerledigen: es gibt da so viele Möglichkeiten, auf kaltem Wege mit Salaten, Butterbrotchen, einem am Vortage bereiteten Apfelsaft und ähnlichem den Tisch zu decken, daß diese Maßzeit die Mutter nicht mehr als sonst zu belasten braucht!

Dann ist da noch die Frage des Geschirrs. Wo größere Kinder sind, sollte es eigentlich selbstverständlich sein, daß sie der Mutter diese Arbeit abnehmen; unter dem Gesichtspunkte, daß nicht bloß der eigentliche Muttertag dazu da ist Freude zu bereiten. Ich glaube, auch ein fertiggeladener Frühstücksstisch, oder tadellos aufgeräumte Schlafzimmern würden eine rechte Sonntagstagsüberbrückung für die Mutter sein. Wo die Kinder aber als Helfer noch nicht in Frage kommen, muß denn der ganze Vormittag unbedingt sonntags nach Tisch erledigt werden? Ich kenne eine ganze Reihe tadelloser Hausfrauen, die ohne Gemütspeken nur schnell die Bettdecke spülen und abtragen, im übrigen aber die gebrauchten Töpfe unter Wasser setzen und das Geschirz bis zum Montagmorgen in einer barmherzigen Wasserhaube verschwinden lassen. Das schadet niemandem und tut der Hausfrau und auch der Hausgehilfin unendlich gut. Es geht alles, wenn man nur will. Mit Umficht und mit Großzügigkeit vermag die Mutter sich am Sonntag weitgehend zu entlasten. Und wenn Mann und Kinder sie bei den unumgänglichen nötigen Arbeiten freundlich unterstützen, dann entsieht alles in allem eine unbedingbare oder spärbar feierliche Stimmung, die unseren Sonntag so schön macht. Oder legen Urache und Wirkung umgedreht? Ich weiß es nicht; nur das die Mutter letzten Endes für die Stimmung des Hauses haftet, das ist ganz gewiß. Und das verpflichtet uns weitgehend.

H. Hecker

Wohnung und Haus als Welt des Kindes

Von Margarete Weinhandl

Das Kind lebt nur innerhalb in unserer Welt, zwischen unseren Wänden, Herdheräten, Bildern, Dingen, in unserer Wohnung, in unserem Garten. Die Wirklichkeit lebt in seiner Welt, die völlig andere Gesetze, Maße, Zusammenhänge, Sphären, Ränder, Schönheiten, Mittel hat. Die nicht allein deshalb so unendlich groß und weit ist, weil es selber noch so klein ist, sondern weil seine Augen, seine Sinne, seine Einbildungskraft, seine Spiele, seine Aengste, seine Freuden den Raum umher so bunt und dicht erfüllen, wie es sich die wenigsten Erwachsenen vorstellen können. Höchstens eine lebhaft Erinnerung an die eigene Kindheit und ihr Erleben gibt uns den Schlüssel dazu.

Es hat daher für das Kind Haus und Wohnung eine bei weitem tiefere Bedeutung als für uns. Die Entfaltung seines ganzen Lebens, Greifen, Frieren, Gehen, Laufen, Klettern, aber auch Sprechen, Waschen, Weinen, Singen, Denken, Vergleichen knüpft sich an diese bestimmten Räume und Gegenstände. Es kennt diese daher viel intimer als wir, die wir mehr außer dem Hause sind und deren Sinne abstrakter an die Dinge abgelenkt sind. Der Tisch, den das Kind mit seinen Armen umfängt, dessen Glätte oder Rauheit oder Dreieckigkeit es mit seinen Fingern langsam und stierend abtastet, muß ihm notwendig etwas anderes sein als uns, die wir ihn höchstens beachten, wenn wir Staub wischen oder uns daran stoßen. Desgleichen der Schemel, auf den wir zur Bequemlichkeit die Füße stellen, während das Kind bald darauf sitzt, bald kniet, bald steht, um „groß zu sein“, legt ein Tischchen für seine Puppe daraus macht, dann wieder einen Schlitzen, indem es ihn umkehrt, oder gar ein Kind, das es „an der Hand“ spazieren führt. Der Raum unter dem Tisch kann ihm zum Häuschen, zur Höhle, zum Nest, zum Kasten werden, der Teppich zur Wiege, zum Sandkasten, zum Bett, zur Wiege, zur Wiege, zum Winkel der Wohnung hat in sein eigenes Gefühl, sein wunderbares Erleben, so wie nichts oder ganz Belangloses gewahren. Es hat seine geliebten und geliebten Dinge, solche die es um irgendeines Juges willen fürchtet, und solche, die es streift, wenn es vorübergeht. Seine unbegrenzte Spielzeit und Beweglichkeit bringt es in immer neue taufelbaltige Verbindung mit dieser seiner Wohnwelt. Und selbst wenn es morgens wach in seinem Bettchen liegt und aufs Aufstehendürfen wartet, spielt sein Auge mit den Linien der Tapete, mit den Figuren des Gardinensoffs, oder geht späteren in die Tiefe eines Bildes an der Wand.

Wenn wir uns das alles einmal recht vors Auge fassen, dann begreifen wir erst, daß die Gestaltung unserer Wohnung, unseres Hauses eine Frage ist, die nicht nur unser Bedürfnis nach Schönheit und Gerechtigkeit betrifft, sondern vor allem die Welt unserer Kinder, in deren Kraft der Wohlstand, die Wohlhablichkeit oder Verlogenheit, der Wohlstand oder Zurückständigkeit, die Reife oder Unreife, die hier umhert, können ihnen zum Maßstab auf Lebenszeit werden. Die Farbenfreude, die hier auf sie einwirkt, kann Tatkraft und Heiligkeit in ihnen entzünden. Die muffige Ueberladenheit der durch schwere Gardinen und Stoffs ewig verdufteten „guten Stube“ kann ihr Gemüt belasten und bedrücken. Aber nicht weniger verhängnisvoll kann die kalte „Schlafstube“ mancher modernen Wohnung mit ihren kalten Wänden, harten Ecken, rein geometrischen Teppichmustern das kindliche Herz berühren und verdröhen. So sehr wir, und mit Recht, dazu neigen, allen überflüssigen Tand von Bord und Schrank zu verbannen, so müssen wir doch dem Bedürfnis des Kindes nach einer bunten mannigfaltigen Umgebung entgegenkommen. Dazu bedarf es weder der herrlichsten „Puppen“ noch kostspieliger Kunstgegenstände von heute. Sondern die einfachste Wohnung kann durch die Erfindungskraft der Mutter eine Hülle schöner und kurzweiliger

iger Dinge vor das Auge des Kindes bringen. Sowohl durch selbstgehandelte schmale Gebrauchsgegenstände, wie die die Frau heute in den Mitternachtsstunden oder Abends arbeitstragenden des Deutschen Frauenwerks kennt, als auch durch das gemeinsame Sammeln von Naturdingen, wie Steine von eigenartiger Gestalt und schöner Färbung, Muscheln, Schneckenhäuter, Vogelfedern, Blumen, Gräser, Moose und dergl., die an einem bestimmten Platz der Wohnung zur Schau gestellt bleiben, bis sie nach einer Weile wieder durch andere ersetzt werden. Und warum solle man nicht in einem Schränkchen, entweder sichtbar hinter Glas, oder in der Schublade, die dann und wann geöffnet und gemeinsam betrachtet wird, alle Dinge der Erinnerung bewahren und zeigen: Großmutterns Nadelbüchlein und Perlsäckchen, einen alten Falter, Perle, die der Vater beim Scheitenschießen gewonnen, ein Medaillon aus Mutterns Kinderzeit, eine kleine Tafel, ein altertümliches Halsstückchen usw. Das uns selber in unserer Kindheit in der Wohnung der Großeltern so wunderbar anhauchte und verzauberte, war der Duft und das Geheimnis des „Es war einmal“, die aus jedem Winkel und Schrank krümelten und morrische unendliche Geschichten erzählten aus einer ganz anderen Zeit, die hier noch sichtbar, fühlbarer Raum war und uns allenthalten umwebte. Das darf auch im Leben un-

ferer Kinder nicht fehlen. Und die Ehrfurcht vor Sippe und Familiengeschichte, die uns heute wieder so eindringlich gelehrt wird, sollte nicht nur in Dokumenten und Ahnenbüchern ihren Ausdruck finden, vielmehr bei aller Klarheit und Schlichtheit unseres heutigen Wohnens eine Gestalt annehmen, die auch dem noch kleinen Kind das Leben kann, innerlich sprichst. Auf welche Weise, das bleibt der schöpferischen Gabe jeder Hausmutter überlassen. Auch so manche andere Frage, die hierher gehört, wie Kinderszimmer, Spielwinkel, eigene Geräte des Kindes, Bettchen, Schrank, Stühlchen, Feder usw. wird nach den verschiedenen räumlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen der Familien jeweils anders zu lösen sein. Aber auch beim idealsten Kinderszimmer, beim gemütlichsten Spielwinkel darf doch nie vergessen werden, daß die ganze Wohnung „Welt“ des Kindes ist. Daran ist schon bei und vor der Heiligung, beim Einkauf des Materials, beim Bau des Eigenhäuschens zu denken. Dann wird für die Wohl der Möbel und Stoffe nicht die Eleganz oder das „hat man“ den Ausschlag geben, sondern neben Wohlschäftigkeit und Natürlichkeit auch das untrügliche Gefühl: das kleine Wesen das hier „das Licht der Welt erblickt“ und aufwächst, soll wirklich in eine leichte warme innige Welt blicken, die zum sinnlich-fittigen Nährboden seiner ganzen künftigen Entfaltung wird.

Ein Loblied auf die Kartoffel

Salzige Kartoffelgerichte

Gefüllte Kartoffeln
Gleichmäßige runde Kartoffeln werden geschält, ein Drittel abgeschnitten und ausgehöhlt. Man füllt sie mit Hackfleisch, das mit Ei, eingeweichtem Semmel, Salz, geriebener Zwiebel, einer Prise Pfeffer angemengt ist und bindet den Deckel darauf fest. In etwas Fett brät man die gefüllten Kartoffeln an, gibt eine geschchnittene Tomate oder etwas Tomatenmark dazu, füllt mit Wasser auf und läßt das Ganze langsam gar köcheln. Die Soße schmeckt besser, wenn man kurz vor dem Herausnehmen der Kartoffeln etwas saure Milch anquirlt.

Leberkartoffeln
1 1/2 - 2 Kg. Kartoffeln, 250 Gr. Leber, etwas Fett, 1 Zwiebel, Majoran, Thymian, etwas Mehl, 1 kleine Tasse saure Milch, Salz.
Die feingehackte Zwiebel röstet man in etwas Fett an, gibt die in kleine Stücke geschnittene in Mehl gebackene Leber und die Gewürze dazu und füllt mit Brühe aus Suppengemüse auf. Die gekochten, in Scheiben geschnittenen Kartoffeln werden dazu gegeben. Zum Schluß gießt man die saure Milch an und

freut etwas Salz darüber. Das Gericht muß bei mäßiger Feuer in geschlossenem Topf langsam gar dämpfen (ca. 1/4 - 1 Stunde).

Eierkartoffeln
1 Kg. gefochte, geschaltene Kartoffeln, 4 hartgekochte Eier, Salz, 1/4 Kg. Tomaten oder 4 Eßl. Tomatenmark, 2-3 Eßl. gehackte Petersilie, eine große Zwiebel 30-40 Gr. Fett, 1/4 Liter saure Milch oder Joghurt.
Kartoffeln, Tomaten und die Eier in Scheiben schneiden, die gehackte Zwiebel in Fett dünsten, die Petersilie dazu geben. Alle Zutaten lagenweise in eine vorbereitete Auflaufform schieben. Die saure Milch mit Salz gut verquirlen und über die Kartoffeln gießen. Den Auflauf ca. 1/2 Std. im Ofen backen. Will man statt frischer Tomaten Tomatenmark verwenden, verquirlt man dieses mit der sauren Milch.

Kartoffelsuppe mit Tomateneinlage
1 Kg. Kartoffeln gekocht und gerieben, 2-3 Eier, Salz, Milch, etwas frischer geriebener Käse, Tomaten, 2 Zwiebeln, Fett zum Braten, Schnittlauch.
Aus den gekochten, geriebenen Kartoffeln, Milch, Mehl, Eiern,

Salz macht man Eierfladen, häckelt die in dicke Scheiben geschnittenen Tomaten in etwas Fett an, desgleichen die gehackten Zwiebeln und schiebt alles lagenweise auf eine Platte, zwischen jede Lage geriebenen Käse und obendrauf Schnittlauch streuen.

Salzsaft
(Resteverwertung von Fleisch oder Fisch und Kartoffelschrott.)
Die Fisch-, Wildlings- oder Fleischreste werden durch den Wolf gedreht oder in kleine Würfel geschnitten. Die geriebene Zwiebel in Fett oder Speck anbraten, die Salzkartoffeln gar kochen und noch heiß durch die Kartoffelschleuse oder ein Sieb geben, wenn keine Kartoffelbreireihe vorhanden sind. Dann werden alle Zutaten miteinander vermischt. Dazu gibt man Salzgurken oder Salat.

Grüne Kartoffeln
In etwas Fett röstet man eine kleine geschaltene Zwiebel und Mehl an, löst mit etwas Wasser ab und füllt mit Milch auf. Die gekochten in Scheiben geschnittenen Kartoffeln werden hineingegeben. Mit Salz, gehackter Petersilie, Dill oder Majoran wird das Gericht abgeschmeckt.

Künstlerporträts vom Badischen Staatstheater

AMUSION und RAMPENLICHT

Von Günther Röhrdanz

AUGUST MOMBER

Der erste Auftritt

Ein reiches Leben hat August Momber schon hinter sich, reich an großen Erlebnissen, an Erfolgen, aber auch an Arbeit, an harter, verzichtvoller und doch immer wieder durch den Erfolg gekrönter Arbeit. Als der Junge in seiner Heimatstadt Danzig eines Abends in einer mittelmäßigen Aufführung gemeldet war, kam er mit der Ueberzeugung aus dem Theater, daß das mit der Leistung anders werden müsse. Er selbst wollte dazu beitragen. Als der Untertertianer kurze Zeit später in „Mittheidelberg“ als Statist zum erstenmal auf der Bühne stand, war das sein erster Auftritt, der allerdings nach kurzer Zeit noch einen zweiten zur Folge hatte. Dieser



Die neueste Aufnahme des Künstlers
Aufn.: Bauer-Karlsruhe, Zircher, A. Strauch-Wiesbaden und privat

spielte sich in der Schule ab und endete mit einem Verweis von der Schule. Daß August Momber bei seinem Auftritt im Theater mehr Erfolg gehabt hatte, bewies ihm die Tatsache, daß ihm der Direktor nachträglich eine Freikarte schenkte. Als er kurz danach als ein Herold im „Tannhäuser“ beim Auftritt holperte, nahm er das, wie am Theater üblich, als ein gutes Zeichen, das ihn in der Absicht nur noch bestärken konnte, endgültig Schauspieler zu werden. Auf Wunsch der Mutter erlernte er in einer Danziger Gewerkschaft zunächst aber noch 1 Jahr lang ein Handwerk. Doch als auch diese Zeit um war, hinderte ihn die Einjährigendienstpflicht zunächst noch an der Ausübung seines Planes.

Große Lehrer — große Anforderungen

Zwar hatte er schon während seiner Einjährigendienstzeit Unterricht genommen, doch begann erst nach ihrem Abschluß die Zeit einer wirklich planmäßigen Ausbildung, als er nach Berlin an die Schauspielschule des Deutschen Theaters kam. Hier hatte August Momber in Künstlern wie Strauß, Kayser, Winterstein, Steinrück und vielen anderen nicht nur ausgezeichnete Lehrer, sondern gleichzeitig die besten Vorbilder, die er sich als junger, aufstrebender Schauspieler wünschen konnte. Allerdings waren auch die Anforderungen entsprechend. Bevor er zu Paul Wegener kam, stellte ihm dieser die Aufgabe, sich in 2 Tagen mit sämtlichen Faust-Monologen zum Vorgesprechen bei ihm zu melden. Das war keine Kleinigkeit. Von dem Erfolg dieser Prüfung hing viel ab, denn Wegener machte die Aufnahme in seinen Schülerkreis davon abhängig. Und Momber bestand, bestand mit solchem Erfolg, daß er von da ab als „Samulus“ mit Wegener Rollen studierte, ihm die eigenen Rollen überhörte und aus den zahlreichen „Macbeth“-Uebersetzungen eine eigene Fassung dieser Tragödie mit ihm zusammen herausarbeitete. 19 Jahre zählte August Momber damals, als er im 2. Jahr mit einem fünfjährigen Vertrag an das Deutsche Theater verpflichtet wurde. Was er damals leisten mußte, davon mag folgendes Repertoire von einem Tag einen Begriff geben. Nachmittags spielte er im „Graf von Gleichen“, abends aber zunächst den 2. Engel im „Faust“, dann den Froh in der Auerbach-Kellerzene und zum Schluß noch Gretchens Bruder Valentin. Zwischendurch hatte er aber an einer anderen zur gleichen Dichtung gehörigen Bühne den Legist in „Elektra“ gespielt. Das war eine Ueberanspruchnahme der Kräfte, die von dem jungen Darsteller den Einsatz aller Reserven verlangte, bei der er aber für seine spätere Laufbahn viel lernen konnte.

Um diese Zeit war es auch, daß August Momber in Grillparzers „Medea“ als Herold der Amphitryonen auf der Bühne stand. Uebersandrock spielte damals die Medea. Badische Kunstszepflieder feierten damals in der Theaterkritik Triumphe und machten sich mit ihren Ergüssen in den Zeitungen ihrer Mitmenschen breit. So lautete die „Kritik“ über Mombers Leistung, die ein gemittelter Herr Norbert Falk geschrieben hatte, damals: „Da war auch ein Herr A. Momber, der den Herold der Amphitryonen zu verkörpern trachtete. Er hampelte, zerpampelte, zerpampelte die ganze Rolle, und man sah es

ihm deutlich an, daß er mehr den Grillparzerschen Versen böse war, als Jason Medea. Durch solche Auslassungen ließ sich August Momber in seinem Streben nicht hemmen. Er tat das, was es in solchen Augenblicken zu tun gilt: er setzte um so eifriger seine Arbeitskraft ein und schaffte ungehört weiter aus innerer Ueberzeugung.

Arbeit ohne Ende

Dem Lehrer genügte dieser Einsatz aber noch nicht, vielmehr sollte August Momber von Berlin aus in die Provinz gehen, um sich hier für das Fach des ersten Helden vorzubereiten und hier in zahlreichen Rollen zu bestehen. Mit 22 Jahren kam August Momber nach Bamberg und hat hier von Anfang an das Fach des schweren Helden, Faust, Tell und andere große Rollen gespielt. Bald aber erreichte ihn ein Ruf an die Volksbühne nach Berlin. Hier spielte er dann nicht nur klassische Helden, sondern hat unter anderen z. B. den „Lebenden Leichnam“ in der reichsdeutschen Erkaufführung kreiert. Doch es gab Differenzen und Momber ging an das Deutsche Theater zurück, von dem er einst ausgegangen war. Hier war die Arbeit nicht geringer, die ihn erwartete. Größte Anstrengungen erwarteten ihn, sich neben den großen Leistungen der damals besten Schauspieler zu behaupten.

Tournee nach Südamerika

Als sich eines Tages Gelegenheit bot, mit einer Tournee nach Südamerika zu gehen, griff August Momber freudig zu. Und wenn die Erlebnisse, die der junge Schauspieler auf dieser Fahrt hatte, auch oft genug mehr als seltsam waren, so war ihm doch die Möglichkeit gegeben, seinen Gesichtskreis zu erweitern. In sieben Monaten wurden Brasilien, Argentinien und Uruguay berührt. Nicht immer waren die Bühnenverhältnisse für die Entfaltung aller schauspielerischen Möglichkeiten eingerichtet. So spielte August Momber auf einer dieser kleinen Bühnen eines Abends einen Grafen. Nun war die Bühne aber so niedrig, daß Momber immer etwas mit geknickten Beinen spielen mußte, wenn man seinen Kopf noch sehen sollte. Ein anderes Mal fand er an der Kasse — sie spielten an diesem Abend „Othello“ — ein großes Schild, auf dem seltsamerweise zu lesen stand „Waffen abgeben“. Als er sich nach dem Grund dieser etwas eigenartigen Aufforderung an der Kasse eines Theater erkundigte, eröffnete man ihm, daß bei der letzten Othello-Aufführung in diesem Theater, als Othello die große Auseinandersetzung mit Desdemona gehabt habe, plötzlich einer der Zuschauer auf den Woxen geschossen habe, um dem armen Mädchen zu helfen. Daß August Momber an diesem Abend ein sehr saßamer Othello war, läßt sich denken.

„Kunstverständiges“ Publikum

Uebershaupt mußten sich die Künstler damals oft mit den ganz anderen Anschauungen der neuen Welt auseinandersetzen und liefen oft genug Gefahr, daß das Stück, das sie spielten überhaupt nicht verstanden wurde. So ging es z. B. mit „Rosenmontag“. Man wollte den Schluß einfach nicht verstehen, sondern war der Auffassung daß doch die Möglichkeit bestanden hätte, Amerika statt des Todes zu wählen. In einer Aufführung der „Verfunkenen Glocke“ war hinter der Bühne Feuer ausgebrochen und der Rauch stieg auch auf die Bühne. Ohne sich hören zu lassen, spielten die Darsteller weiter. Das Feuer konnte gelöscht werden, und die Aufführung ging glücklich zu Ende. Wie erhaunt aber waren die Darsteller, am nächsten Tag in der Zeitung zu lesen, daß dem Spielleiter die aufsteigenden Nebel aus Nidelmanns Brunnen besonders gut gefallen seien. Man hatte den richtigen Rauch für ein künstliches Erzeugnis einer raffinierten Maschinerie gehalten. Um zahlreiche Erlebnisse reicher, kehrte August Momber nach 7 Monaten wieder nach Deutschland zurück, blieb zunächst ohne Engagement und spielte nur gelegentlich. Als er eines Tages in Bremerhaven als Othello auf Engagement gaitierte, hieß der Jago dieses Abends Ulrich. Es war kein anderer als Ulrich von der Trend, mit dem Momber Jahre später in Karlsruhe wieder zusammentraf.

Vom Krieg zum Film

Zu diesem Engagement ist es nicht mehr gekommen. Vielmehr zog August Momber als Blaufeldwebel in den



In klassischen Rollen
Von links nach rechts: Leicester in „Maria Stuart“, Götz von Berlichingen und Friedrich Wilhelm I. in Fr. Büchlers „August der Starke“



In zwei komischen Rollen

August Momber als Klas Kluin in „Jan und die Schwindlerin“ und als Don Alfonso in „Don Gil v. d. Gr. Hosen“.



Krieg. Am Iferanal wurde er verwundet. Nach der Ausheilung kam er zunächst an die Ostfront, wurde aber bald wegen eines Herzleidens aus dem Herbedienst entlassen. Er ging nach Wien an die Volksbühne und hat hier schwere Jahre erlebt. Im österreichischen Herbedienst drehte er in Bosnien und Herzegowina einen Film, in dem er einen Sultan spielen mußte. Er steckte in einem echten Kostüm und trug ein richtiges Sultanhäubchen. Ein Schimmel wurde dem mürrischen Herrscher zugeführt. Er bestieg ihn, und die Aufnahme konnte beginnen. Stolz ritt der Sultan quer über die Straße. Doch an einer der quer über die Straße laufenden Gassen strauchelte der Gaul, der Sultan rutschte aus dem hohen türkischen Sattel und blieb unglücklicherweise hängen. Die Aufnahme mußte noch einmal gemacht werden, und gelang beim zweitenmal besser, weil August Momber jetzt vorsichtiger mit seinem Pferd umgehen konnte, denn jetzt mußte er, daß der Schimmel blind war, was man ihm vorher verschwiegen hatte. In Wien wurde der Film vor einem geladenen Kreis uraufgeführt. Auch August Momber war unter den Zuschauern. Wie erkaunt war er aber, als er sich wie damals als Sultan über den Platz reiten und dann auf einmal am Sattel seines getrauschelten Pferdes hängen sah. Man hatte zu dieser nicht öffentlichen Aufführung aus Humor die Stelle noch nicht herausgeschnitten. Der Zacherfolg dieser ersten Aufführung war damit gesichert.

Revolution und Besatzung

Als August Momber in München an den Kammer spielen gaitierte, kehrte er nicht nach Wien zurück. Die Revolution war ausgebrochen. Die Zeit der Unruhen, da sie oft unter Polizeibewachung vom Theater nach Hause gebracht wurden, begann und stellte wieder die größten Anforderungen an die Nerven der Künstler. Nicht besser wurde es, als Momber in das in der Besatzungszone liegende Wiesbaden ging. 13 Jahre hat er hier unter der Regie Hagemanns gearbeitet. Eine künstlerisch reiche, politisch aber bewegte Zeit, denn oft genug nahm die Besatzungsbehörde an einer Aufführung Anstoß und wollte Darsteller und Spielleiter zur Rechenschaft ziehen. Als es dann später zwischen einem Nachfolger Hagemanns und Mombers zu künstlerischen Auseinandersetzungen kam, ging er kurzerhand weg und zog sich zwei Jahre nach Garmisch zurück. Hier erreichte ihn der Ruf ans Nationaltheater in München. Doch war er dort noch nicht lange gewesen, als ihn eines Tages ein Telefonanruf aus Karlsruhe erreichte. Nach wenigen Minuten war seine Antwort da. Er ging nach Karlsruhe an das Badische Staatstheater. Auf einer Postkarte an eine gute Bekannte, die er ebenfalls in Karlsruhe treffen würde, hieß es:

Mein Auge sieht den Himmel offen,
Ich bin ab Herbst bei Himnigshoffen.

Am nächsten Sonntag bringen wir:

Fritz Harlan

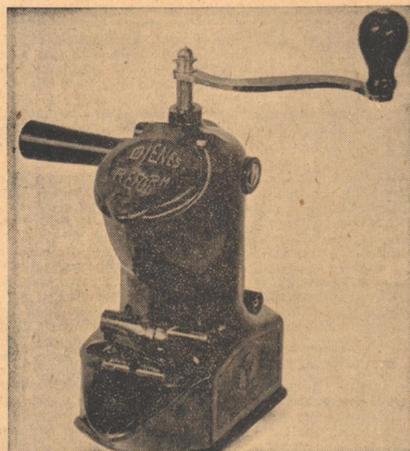
NEUE DEUTSCHE Werkstoffe im Alltag



Kaffeekanne, Zuckerdose, Teller, Tasse und Sahnekännchen und Tablett, alles aus Kunstharz



Für die vielseitige Verwendungsmöglichkeit, die dem Cellophan innewohnt, zeugt auch dieser mit Cellophangeflecht bezogene Lehnstuhl



Auch verwickelte Formen, wie uns diese kleine Kaffeemühle zeigt, lassen sich aus den aus deutschen Rohstoffen hergestellten Kunststoffen pressen



Bürste aus gespaltenem Fischbein Scherl-Bilderdienst (4)



VON HEINZ SPECHT, KARLSRUHE

6. Fortsetzung
Doch es inzwischen 12 Uhr geworden ist,
verrat allein das Koppel. Also, auf zum
Schiff und tüchtig gepackelt. Wieder geht
es durch das wohnsinnige Gebirge der auf-



Obelisk vor der Sultan-Ahmed-Moschee

Wenn es irgend geht, vermeide man jede
unnötige Bewegung. Eine einzige Drehung
des Halses zaudert wahre Gießbäche von
Schweiß hervor, und doch sind wir nur mit
bedeckten Schößen, Hemd und kurzen Hosen
beleidet, während die „Eingeborenen“ neben
langen Hosen oft zwei Hemden und

Ein gewaltiger, mächtiger Vorhof emp-
fängt uns. Während links folge Minarett auf
uns herabblitzen, entscheiden wir uns feier-
lich unserer Schutze, um dann, etwas beschämt

auf unsere Vöcher in den Strümpfen schauend,
die Abendmahlzeit zu betreten.
Glänze verlichten ihre Gebetsübungen.
Auf dem weichen mit Strohmatten und riech-
gen Teppichen belegten Moscheeböden liegen,
leben, oder hocken einige Muslime und
begleiten mit leuchtend amnestischen Gelängen
ihre Koran-Gebete. Vor der Moschee betrach-
ten wir zwei alte interessante Döckle und
sehen dann unsere Schritte zu der in der
Nähe liegenden Hagia Sophia. Diese ist ur-
sprünglich als christliche Kirche gebaut wor-
den, durch die Türken zu einer Moschee um-
gebaut, und wird jetzt wieder als Museum, in
den Urzustand gesetzt. Da es den Mohammed-
dauern verboten ist, den menschlichen Körper
nacktaubilden, so ist die alte flamme Kunst
allein auf die Bau- und Bierkunst beschränkt.
Im Innern der kuppelgewölbten Moschee,
neben denen die nachschlafenden Gebetsstürme
der Minarett stehen, spannen sich Rund- und
Spitzbögen über einem Wald von mannigfalti-
gen Säulen. Ein buntes Gemisch aus Arabesken,
verwirrendes Mosaikwerk von Arabesken bedeckt
die Wände: Ein künstlerischer Ausdruck
der Unerforschlichkeit und Unergründlichkeit
Alahs. Durch einen ruiden Park, ab-

Wir bummeln vorbei an unzähligen Kä-
den, die mit finsternen Spelunken, großen Ver-
schlüssen und dergleichen abwechseln. Ein
äußerst buntes Leben und Treiben wickelt sich
hier ab. Alle paar hundert Meter hört man
die schreienden Trinkwasserverkäufer, die
beim Herannahen eines Fremden derart zu
schreien beginnen, daß man glaubt, sie wollen
den ungeheuren Strahlenarm überdönen. All-
mählich gelangen wir in einen höher gelegen-
en Teil der Stadt, wo zwischen den nicht ge-
rade zu prellenden alten türkschen Holz-
häusern ein wunderbarer Bau herausragt.
Wir vermuten anfänglich ein Krankenhaus
oder Sanatorium, aber etwas schiefliches. Wie
wir so den Bau betrachten und uns ansetzen
unterhalten, flücht der Förster, der uns
deutsch reden hört, herbei und sagt: „Direk-
tione allemannia, sprechen deutsch!“ Dann
führt man uns zu einem Herrn, der sich als
Deutscher in der botanischen Abteilung zu er-
kennen gibt und hier an der türkischen Uni-
versität amtiert. Lange unterhalten wir uns
mit ihm und reden über die Baukunst und
über die Bauvorhaben der Türken.

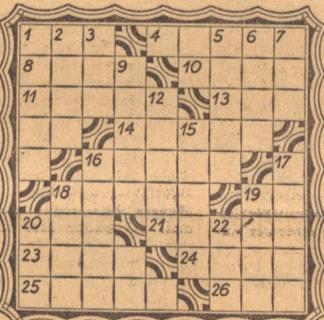
Zum LACHEN und RATEN



Sportliches Mißverständnis
„Ich kann ja nichts sehen!“
„Aber, Peter, schäm dich!“
Zeichnung von A. R. Martin (Ebert-W.)

Amerikana ...
„Sehen Sie dort den diden Herrn? Der
hat Wasicht auf ein Denkmal!“
„Was Sie nicht sagen! Ist er denn so be-
rühmt?“
„Das nicht, aber er wohnt am Washington-
Platz vornheraus.“
„Brooklyn Daily Eagle“

Kreuzwörterrätsel



Waagrecht: 1 Amschank, 4 Karpfenfisch,
8 luftige Stadt an der Elbe, 10 Zahl, 11 Jah-
resgruppe, 18 weiblicher Rufname, 14 Trinf-
gefäß, 16 weibliches Hausier, 18 Wobizins,
20 fettige Flüssigkeit, 21 Wiesel der Berner
Alpen, 23 Nussgewächs, 24 Kernfrucht, 25 frun-
zöse Hofenstadt, 26 Kulturpflanze wärme-
rer Länder.

Senkrecht: 1 bef. Flötenbauer und
Virtuos (1794-1881), 2 Gesangsstück, 3 nor-
disches Hüftier, 5 Ortsveränderung, 6 Ver-
tanzstand, 7 Name der spanischen Erzfindung,
9 Europäer, 12 Gewürz- und Arzneipflanze,
15 Mineral, 16 Wortteil, 17 Hülsenfrucht, 18
Gewässer, 19 Traubenrebe, 20 Bad im Re-
gierungsbezirk Rassel, 22 ländliche Besizung.

Umstellrätsel

Es sollen sieben Wörter gefunden werden
von der unter a angegebenen Bedeutung. Von
jedem dieser Wörter ist durch Umstellung der
Buchstaben ein anderes Hauptwort zu bilden
von der Bedeutung unter b. Sind die richti-
gen Wörter gefunden, so bezeichnen die An-
fangsbuchstaben der Wörter unter c ein euro-
päisches Gewässer.

- a
1. Gefäß
2. Gebäd
3. Türkscher Titel
4. Inset
5. Nussgewächs
6. Erzfindung
7. Gewand
b
Zeichen
Schlange
Teil des Gedichts
weibliches Wesen
Land in Asien
Insel im Mittelmeer
Fluß in Spanien

Zum Auszählen

ANDULTINT
EEASIZUAL
EFMEIHETT
Vorstehende Buchstaben sind mit einer be-
stimmten Zahl auszusählen; der ausgerechnete
Buchstabe zählt nicht mit. Die Buchstaben
müssen nach der Reihenfolge ihrer Auszäh-
lung einen Sinnpruch ergeben.

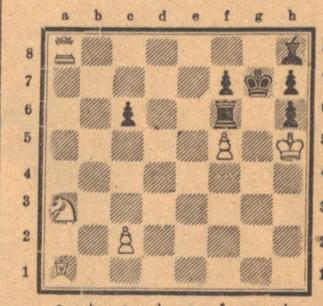
Wer hat richtig erraten?

Ausführung: 1 Grieche, 2 Zudeten, 3 Jünois,
4 Eino, 5 Zuer, 6 Roenstee, 7 Lindau, 8 Her-
mann, 9 Goettlingen, 10 Wobizins, 11 Wobizins,
12 Daria, 13 Roenstee, 14 Anna, 15 Eitremadura,
16 Bogar, 17 Niderbura, 18 Daga, 19 Eger, 20 Mon-
golei, 21 Ureit, 22 Reuquinen, 23 Bogelen, 24 Cverest,
25 Nubla, 26 Weersburg, 27 Ebene.
Es ist Flug und rühm, dem unvermeidlichen Liebel
einsamzuwerden. (Goethe, Camont.)
Sahen Dreieck, 3 - Wm - Brief - Strauch -
schleifen, Jilas.

Schach

Leitung: Badischer Schachverband,
Theo Weisinger, Durlach.

Folge 10 - 5. März 1939
Aufgabe Nr. 10 von Oskar Minnier,
Karlsruhe.



WeiB: Kg5, Tg8, Kgl, Sg3, Bc2, F5, (6).
Schwarz: Kg7, Ff6, Vg8, Vb7, Fg, h7, (7).
Matt in vier Zügen.

Diese Aufgabe wird als Zuer unserer Lö-
sungen keine Schwierigkeiten machen.

Wer hat richtig gelöst?

Lösungen der Faschnachtsaufgaben:
Aufgabe Nr. 1: 1. Vag-68 Kgl 2. Vag+ Kgl
3. Vag-68 Kgl 4. Vag+ oder Vag+ Kgl
5. Vag Kgl 6. Vag+ Kgl 7. Vag matt. Der
weiße Springer klettert die Leiter herunter
und legt matt. Auf andere Weise ist wegen
der Fattagefahr nicht zu gewinnen.
Aufgabe Nr. 2: Schwarz hat 9 Bauern! Wer
die Aufgabe auf seinem Brett aufgestellt hat,
hat den Schwindel natürlich gemerkt, da ihm
ein Bauer zur Aufstellung des Problems
fehlte. Es ist nun gleichgültig, welchen Bauern
man entfernt, immer ist es im nächsten Zuge
matt.

Aufgabe Nr. 3: WeiB hat zuletzt Schach ge-
geben, und Schwarz hat gemogelt, indem er
seinen Turm, der nach der Stellung unmo-
glich keine Erde verlassen haben kann, von d8
oder a7 oder d8 dazwischen stellt und so
das Matt befehrt hat. Der Turm kann aber
auch nicht durch Umwandlung entstanden sein,
da noch alle 8 schwarzen Bauern vorhanden
sind.

Die Aufgaben haben in unseren Oster-
festen großen Anklang gefunden, wie aus
den humorvollen Zuschriften hervorgeht.
Wichtige Lösungen sandten ein: Dr. Raebn,
Robert Bider, Oskar Kurlhardt, Leo Knoll,
Rudi Jäger, Karlsruhe; Dr. Mayer, Achem;
E. Dallinger, Darmstadt; Kurt Ammel,
V. Baden; Karl Müller, Eberbach.

Wettkampf Eistafels - Bogoljubow

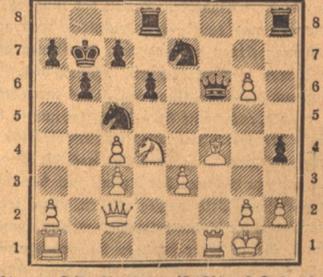
Wie vorauszusehen war, hat auch hier die
unverbraachte Jugend wie beim WM-
Turnier gesiegt. Die körperliche Verfassung
ist immer bei so schweren Wettkämpfen ein
sehr wichtiger Faktor. Bogoljubow hat mit
allen Mitteln versucht, gleich zu Beginn des
Spieles seinen Gegner vor immer neue Nüt-
tel zu stellen und hat dabei nicht geachtet, Er-
öffnungen zu wählen, die in der neueren Tur-
nierpraxis selten gespielt werden, da sie für
wider aus gelten. Und tatsächlich hat er auf
diese Weise seinem Gegner manchen Punkt
abnehmen können. Wenn es aber zum End-
spiel kam, dann mußte er die Lieberlegenheit
von Eistafels spüren. Dieser hat durch blende-
nde Endspielführung in der Hauptphase ge-
siegt, wobei er dem Großmeister noch manch-
mal einen halben Punkt abnahm, den dieser
in seinem großen Optimismus schon in der
Tafel hatte.

Als ein treffliches Beispiel für seine kom-
binatorischen Bewandlung können wir die 11.
Partie ansehen, die von Bogoljubow im An-
griffsfest gewonnen wurde.

Budapester Gambit

Gespielt in München am 24. Januar 1939.
WeiB: Eistafels Schwarz: Bogoljubow
1. d2-d4 e4-e5 13. Fg3-g4 Sg4-e5
2. c2-c4 e7-e6 14. Vg4-g3 Veffler
3. d4:e5 Fg6-g4 14. ... 0-0-0
4. Vc1-f4 Sg8-c6 15. Fg2-f4 Sg5-d7
5. Sg1-f3 Fg7-f6 16. Vc2-f3 Sg7-c6
6. e5:f6 Dd8-f6 17. Dd2-e2 h7-h5
7. Dd1-d2 Vg8-h4 18. Vg3-g7 Kc8-b7
8. Sg1-c3 Vg1-c3 19. Fg3-g4 h5-h4
9. Dd2-c3 d7-d6 20. Vg3-g4 g7-g5!
10. e2-e3 h7-h6 21. Fg3-g4 e8-e7
11. Vg1-e2 Vc8-b7 21. Fg3-g4 en passant
12. 0-0 Sg6-e7

Stellung nach dem 21. Zuge von WeiB:



21. ... Df6:g6!
Schwarz kann Da-
mentlich anbie-
ten, da das End-
spiel für ihn gün-
stig ist.
22. e3-e4 Sg7-c6
23. Sd4:c6 Kd7:c6
24. Fa1-e1 Dd8-e8
25. Dc2-d2 Sc5:e4
26. Dd2-d5+ Kc6-d7
27. Vg4-e3 Fc8-e6
28. Dd5-d6 Kc8-d8
29. Dd6-c7 Fd8-g8!
30. Fc1-e2 Sc4-c3
31. Fc2-f2 Fc3-e3
32. Ff2-f3 Fc3-e3
33. Ff2-f3 Fc3-e3
34. Dd7-c8+ Fg8-e8
35. Ff8-e8 Fg8-e8
WeiB gibt auf.

BRIEFMARKEN-ECKE

Eine Speisefarte aus Briefmarken
Philatelisten - Platz nehmen zum Mittagessen

Die vielfältigen Beziehungen der Brief-
marke zum Leben, zur Umwelt, in Verbin-
dung mit ihrem propagandistischen Gedan-
kengang, hat es mit sich gebracht, daß die zahl-
reichen Völker der Erde auch die ver-
schiedensten Motive für ihre Philatelien
verwendeten. Briefmarken spiegeln die Kultur
der Völker wieder, eine fremde Welt spricht
hier zu uns in eindringlichen Bildern, aus
deren Ränke wir uns die interessanten Mo-
tive sammeltun ganz nach unserem persön-
lichen „Geschmack“ zusammensetzen können.
Und da nun das Stichwort Geschmack bereits
gefallen ist - laden wir heute unsere Samm-
lerfreunde zu einem fach- und sachgemäß zu-
sammengesetzten fragalem Mittagessen ein
und bitten an unserer Tafel Platz zu nehmen.
Unsere philatelistische Speisefarte ist so reich-
haltig, daß sie bestimmt auf ihre Rechnung
kommen.

Nach antiker Art beginnen wir mit
der „Suppe“, genau wie jenes Kind auf der
Schweizer Idventive Marke von 1927 (Mi-
chel 216). Dabei bemerken wir bei unserem
Zusammenbau, daß auf einer neuen spanischen
Marke loazur die Einrichtuna des „Eintopf-
essens“ mit dem Bilde einer Spinnenfäden
ausgezeichnet wurde.
Wenn wir nun zum „Riss“ über, der auf
den verschiedensten Briefmarken der Welt in
allen Formen darstellt wurde. Wir empfehlen
besonders den köstlich zubereiteten Rhein-
salm, den vitaminreichen Dorsch oder einen
letzten sorianen Lachs aus dem Gewässer von
Neufundland (Michel 15). Selbstverständlich

adit es eine ganze Reihe interessanter Dar-
stellungen aus dem Bereich der Fischerei.
Wir meinen es heute besonders gut und
legen noch einen Gang mit nachhaftem und
leichtverdaulichem „Geistig“ ein und em-
pfehlen japanische Wildgans. Falls Sie eine ge-
füllte Taube vorziehen, können Sie dieselbe
nach den verschiedenen Nationalrezepten an-
gerichtet bekommen. Auf die bekannten „Frie-
densstauben“, die sich im Leben der Völker
oft als Enten erweisen haben, wollen wir
gerne verzichten, diese Tauben fliegen uns zu
hoch ... Wer nun von dem bekannten Knä-
lein-Knabbern noch nicht fast sein sollte
(manche Leute essen sich mit Vorliebe wie-
der den bunaria bei diesem Gang) der ändere
recht aufmerksam unseren philatelistischen
„Magenplan“. Für die Kenner haben wir
noch eine höchst delikate, seltene „Sammel-
karte“ aus den Joadorindien von Uruguay,
den Falklandsinseln, Australien oder Neusee-
land. Uruguay rühmt seine aromatische Kin-
derzucht, den Stolz des Landes - durch ent-
sprechende Markenbilder. Aber andere Staa-
ten bleiben nicht zurück, wie wir das an den
Volkswirtschaften von Belgisch-Kongo und an-
deren erleben können. Hier gedeiht der „Hoch-
stoss“ für manchen ledernen „Lobensbraten“.
Falls Sie heute auf „Wild“ einsteigen sind,
können wir auch damit dienen und verweisen
auf die Marken von Württemberg. Nichts-
dieser 1920 (Michel 144/49), Neufundland, Nor-
weg oder Neufalkonien, wo die „silmtigen“
Dorscheulen nur so herumlaufen.
Unter „Nachtisch“, den wir uns unserer
Zwaidtschale servieren, ist bestimmt. Greisen

Sie nur zu, wie das kleine nette Ding auf
der niederländischen Postmarkenliste „Voor
der Kind“ 1934 (Michel 277/80). Im übrigen
finden Sie alles, was Sie sich nur wünschen:
Auf den Marken von Martinique (Michel 68)
sehen Sie ein herrliches Stillleben von Früch-
ten aller Art. Apfelstein auf der Marke von
Sudafrika (Michel 28) oder Mozambique, die
Banane von Guadeloupe, die köstliche Ananas
von Liberia (Michel 241), die uns das Wasser
im Munde zusammenlaufen läßt.

Ein lo vorreffliches Maß muß zu seiner
Abnutzung von edlen „Weinern“ begleitet sein.
Wir empfehlen nach unserer Auswahl und
Erdrungen: Die loedenden Neben auf der
Marke von Vohentstein (Michel 85), die deut-
schen Rheinweine auf der deutschen Marke
mit der Burg Rheinfelden und den Weinbergen
oder Champagner auf der neuesten Marke
von Frankreich. Ferner erinnern wir uns an
die auf Lavaboden anwachsenden aenutzrei-
chen Griechische, an die alt- und gehalt-
vollen Weine aus Spanien oder den herr-
lichen Weinen der Loal und von Baden ...
Im übrigen - wer Lonsam ist, hat mehr
vom Leben. Kostiges Essen fällt auf rasch
und es entziehen Ihnen zu viele unserer aus-
gerechneten philatelistischen Tafelfreunden. Ein
richtiger Philatelist ist ein maozer Gour-
mand. Er kennt loazur die geheimnisvollen
Federer und Spezialitäten der ägyptischen
Küche, deren Adererinnen befontlich un-
gründlicher sind als die Wee der - Vor-
schuna. Ein Philatelist wird immer ein Fein-
schmecker sein und bleiben falls er in
seinen Schätzen zu leben verheißt und diese Tafel-
farte verpfiehlt. Unterbrechen wir unser
Eiskneipräch liebe Sammlerfreunde und
laden wir den „Kaffee“ folgen, von dem ein
Sticker loazur, trinf ihn aus den Trank der
Kaffe und verheiß den vollen Schmerz.

Dieser Kaffee trank finden wir auf vielen
Postmarkenzeichen von Brasilien, Kaffee, Sa-
nada, Costa Rica, Guatemala laus haben Pa-
caen sehr empfehlenswert hinunter bis zum
afrikanischen Mozambique und Liberia. Der
eine trinf ihn bitter - der andere trinf ihn

Das neue Februar-Heft „Der deutsche Sam-
mler“, Verlag Volk und Reich, Berlin, der auch
Wachmanns Sonderpostentafel herausgibt, bringt
wieder eine Reihe hervorragender Beiträge un-
serer philatelisten. Wichtige Nachrichten und
Neuheiten aus der Welt der Sammler runden
den Inhalt dieser auf großer philatelistischer Höhe
stehenden Zeitschrift vorzüglich ab.
Gustav Kabelitz.



Am Vormittag des Premierentages wird die Fassade des neuen Films aufgebaut. Ein riesiger Hans-Albers-Kopf wird soeben gehißt.

Ein FILM startet

und ein Filmtheater
bringt ihn heraus

GEDANKEN ZUM FILMVOLKSTAG

VON
FRED FEEZ



Am Morgen des Aufführungstages wird es vor dem Kinotheater lebendig — die Fassade wird für den neuen Film umgebaut. Unser Bild zeigt Arbeiter beim Zusammenstellen der Buchstaben, die neben den riesigen Frontbildern die Namen der in dem Film mitwirkenden Schauspieler nennen.

Wenn heute, am Vormittag des Filmvolkstages, Zehntausende von Filmfreunden und solchen, die es werden wollen, die Gelegenheit wahrnehmen, einmal für bare zehn Pfennige einen ganzen großen Spielfilm sich anschauen zu dürfen, dann tragen sie ein kleines buntes Festchen in der Hand. Und dieses Festchen allein ist schon mehr als zehn Reichspfennige wert, denn schon seine Lektüre bereitet eine gute Stunde humorvollen und zu-

aller Kunstgattungen ist und Massen in seinen Bann zieht wie keine andere seiner älteren und berühmteren Schwester, verpflichtet ihn aber auch zu ständigem Streben nach Vervollkommnung auf allen Gebieten. An die Stelle jener billigen, mit wenigen, oft mühsam zusammengesetzten Mitteln hergestellten Filmbildchen ist der moderne Großtonfilm getreten, dessen Herstellung Fun-

Zuschauerräume getreten, und wenn auch wir in der Provinz meist noch nicht so glücklich sind, wirkliche, eigens für diesen Zweck erbaute Filmtheater zu besitzen, so macht sich doch auch auf diesem mehr äußerlichen aber nicht minder wichtigen Gebiet des Films das Streben nach ständiger Verbesserung bemerkbar.

Überziehen sehen, auch das feilere Kammerpiel und die feingeschliffene Komödie haben schon Liebhaber gefunden, der ergreifende Konflikt menschlicher Herzen, das begeisternde Beispiel heroischen Opfermutes und vaterländischer Pflichterfüllung, sie alle lassen uns heute schon von der tönenden Leinwand herab den Hauch wahrer Kunst verspüren.

Wir selbst endlich, die mehr oder minder andächtigen

So marschiert dieses jüngste und, um seiner unbekümmerten Erfolgskraft willen, wahrhaft liebenswerte Kind



Schon an der Garderobe sieht man: heute Premiere!
Links: Am Schluß der letzten Vorstellung des Premierentages verlassen die Schauspieler das Kino durch den Haupteingang, vor dem die Menge wartet. Nur mühsam kann durch ein Spalier der Kontrolleur einen Weg zum Auto freihalten. Hans Albers und die Schauspielerin Botte Lang verlassen den Ufa-Palast am Zoo in Berlin



Rechts: Die Kassen sind eröffnet, das Publikum strömt herein.

gleich nachdenklichen Genusses. In bunten Bildern und lustigen Versen wird uns darin nämlich vor Augen geführt, wie weit es diese jüngste und allgemeinste aller Künste in erstaunlich kurzer Zeit bereits gebracht hat, wie gewaltig die Stappen sind auf dem Wege von der ersten, allerersten Vorführung des „Bioskop“ im Berliner Wintergarten bis zur heutigen Premiere eines modernen Tonfilms.

Die älteren Filmbesucher werden sich gewiß noch mit stillvergnügtem Lächeln jener seltsamen Darbietungen erinnern, die sich meist in schlauchartigen engen Spelunken auf einer stimmernden Leinwand abspielten. Unvergessen ist noch der phantasiebegabte Film-Erklärer, der mit schwungvollen Worten die Gesten und Grimassen der zappelnden Schattens erläuterte, unvergessen auch die mehr oder weniger verstimmt klaviere, die gefühlvoll oder wild aufreizend die Handlung untermalte. Wenn wir uns an alle diese Kinderkrankheiten der jüngsten aller Künste erinnern und dem gegenüberhalten, was uns heute in modernen Kinos an modernen Tonfilmen geboten wird, so können wir wirklich nur achtungsvoll, ja geradezu staunend die Entwicklung des Films betrachten.

Gewiß, auch heute kann der Film nur in beschränktem Maße den Ehrentitel eines Kunstwerkes für sich in Anspruch nehmen. Allzu groß sind noch die Widerstände, die sich aus den Gebieten der Technik und der Wirtschaft dem schöpferischen Geist entgegenstellen, allzu gering die Erfahrungen, die bisher gesammelt werden konnten in einer Kunst, die in ihrer heutigen Ausdrucksform erst knapp zehn Jahre alt ist, während die anderen Künste auf eine jahrhundert- und jahrtausende alte Tradition zurückblicken können. Um so erstaunlicher sind die Leistungen, die heute schon in einzelnen Meisterwerken erreicht werden.

Daß trotz seiner Jugend und der vielen ihm noch anhaftenden Mängel der Film heute schon die populärste

vertausende, ja Millionen verschlingt. Die besten Darsteller und Darstellerinnen von Schauspiel und Oper treten heute auf der Leinwand vor uns hin. An die Stelle schmütziger, enger Hintertreppelokale sind komfortable

und leidenschaftlichen Besucher des Films, haben auch schon manche Wandlung durchgemacht. Unser Geschmach hat sich verfeinert, wir wollen nicht mehr tolle Wildwestszenen oder prunkende Massenbilder allein an uns vor-

menheitlichen Kunstschaffens auf allen Gebieten seinert stolzen Ziele zu: immer breiter einzudringen in die Masse des Volkes und selbst immer höher zu steigen zur wahren Film-Kunst.



Bravo! Bravo! Wie im Theater wird auch bei einer Film Premiere lebhaft geklatscht, zumal die Hauptdarsteller persönlich auf der Bühne erschienen sind. (Scherl-Bilderdienst, 7)

Verantwortlich für Text und Bild: Dr. Max von Schöndorn und Frau Rosa Schöndorn